

Jörg Isenberg

Hippie-Trail 1975



Die Original-Geschichte

Vorwort

Ohne Filter, ohne Theorieballast, ohne Verklärung, ohne Missmut. Was Jörg Isenberg hier geschrieben hat, kann man am besten durch das Fehlen aller Faktoren kennzeichnen, die den Blick zu einem Blick“winkel“ verengen könnten.

Im Gegensatz zu den vielen interpretationslastigen Beschreibungen des klassischen Hippie-Trails der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts ist dieser Reisebericht nicht nur im Jahr der Reise selbst niedergeschrieben worden, sondern auch von einem damals 19jährigen, der weder von soziologischen noch politischen oder geographischen Erklärungszwängen getrieben wurde.

Dieses Stück reinen Erlebens ist darum ein Zeitzeugnis in gleich mehrfacher Hinsicht. Wenn Diebe mit Busfahrern Abkommen zur Plünderung der Hippie-Ausrüstung auf Überlandbussen treffen, kann man dies sicherlich mit Verweis auf deren Sozialisation oder die gegebenen Umstände erklären und für nicht überraschend halten. Man kann aber auch die Reise voller Zuversicht fortsetzen mit einem lapidaren „Sind ja nur Klamotten drin gewesen.“

Diese Zuversicht und Freude auf das, was am nächsten Tag passiert, kennzeichnet nicht nur die damalige Epoche und die Überzeugungen der Hippie-Generation auch noch in dieser Spätphase, sondern auch die Neugierigen, die sich aus vielen westlichen Teilen der Welt aufmachten, um Alternativen zu den Vorstellungen ihrer Eltern in ihrem Geburtsland zu finden und zu entdecken.

Für jüngere Generationen, wie etwa die Kinder dieser Pioniere der Welt- und Selbstentdeckung, wird ein Buch wie dieses vieles erklären, was sie bislang an den Einstellungen und Handlungen ihrer Eltern nicht verstanden haben. Die Neugier auf das Fremde, die Lässigkeit im Umgang mit anderem, ideologisch, spirituell und strukturell eher fremdem Gedankengut und die alles überbordende Toleranz.

Ja, dieses Buch ist ein Statement eines lange vergessenen Aufbruchs. Schade, dass von der Euphorie des Drangs zur Alternative in den letzten 40 Jahren so vieles auf der Strecke geblieben ist.

Jörgs Zeitgenossen rufe ich zu: Der Weg war gut; danke für die Pfade!

Den Jüngeren rate ich: Versucht die Gänge dieser Gedanken nachzugehen. Es macht den Blick weit - verstehe Deine Väter.

Peter Lünstroth

Inhalt

Die Original-Geschichte	3
Vorwort	5
Auf und davon	8
Afghanistan	27
Katmandu	42
Reise nach Goa	51
Goa	59
Hallo Indien – Goodbye Goa	92
Madras	117
Auf nach Kalkutta	131
Tee in Darjeeling	146
Eine kleine Fantasiereise	155
Beginn der Rückreise	164

Auf und davon

„Wenn Du mit Tina gehst, bring ihr französisch bei!“ Das waren die letzten Worte an meinen besten Freund Dieter, mit denen ich meinem bisherigen Leben Ade sagte. Flucht vor der Bundeswehr, Abitur Abschlussprüfungen, die erste Bekanntschaft mit einer Großstadt und nicht zuletzt ewiger Kummer mit meiner Freundin Tina hatten mich in dem nervenaufreibenden letzten Jahr ganz in ihren Bann geschlagen. Und jetzt stand ich an der Autobahnraststätte und sollte mit alldem nichts mehr zu tun haben.

Die einzige Sorge galt dem Wetter, denn der kalte, trübe Morgen verhieß Regen, und ich hoffte auf einen gütigen Autofahrer, der mich mitnahm. Ich fühlte mich jetzt wie neugeboren, die bisherigen achtzehn Lebensjahre erschienen als ein langer Tag und Alles wollte neu entdeckt werden. Frei und zufrieden mit dem, was da kommen würde – so lehnte ich an meinem roten Reiserucksack und versuchte, die Autofahrer mit meinem Daumen zu becirren. Ein Freizeit liebender Bundeswehroffizier fuhr mich fünf Raststätten weiter, und dort sichtete ich einen Alfa Romeo mit Stuttgarter Kennzeichen. Der Fahrer nahm mich auf meine direkte Ansprache hin ausnahmsweise mit, wie er sagte. Seit einem Tag trug ich eine Kurzhaarfrisur – Matte ab – sonst wäre ich sicher abgewiesen worden. Er gab mir nun an jeder vorbeihuschenden Großstadt seine Erfahrungen im Hilton preis, erzählte aus seinem Leben, erwähnte bescheiden seine Erfolge beim Fotografieren und von ihm erhielt ich den Tipp, Gold aus der Schweiz nach Deutschland zu schmuggeln. Die schönsten Momente aber erlebten wir beim Überholen anderer Blechkisten, die langsamer fuhren als dieser heiße Alfa Romeo. Letztlich, eine echte Erholung von diesem Supermann, brachte mich ein gemütlicher bayerischer Biertrinker bis Siegsdorf, wo ich 12 DM für ein Hotel



Salzburg

verschwendete. Tatsächlich beschäftigten mich die Geschehnisse des heutigen Tages so sehr, dass ich abends, zum letzten Mal für ein halbes Jahr in einem weichen, deutschen Bett schlafend, zuhause und den dortigen Ärger gänzlich vergessen hatte.

Es ist in gewisser Weise verständlich, dass Eltern nicht erbaut sind, wenn ihre Kinder nach Indien fahren, aber wenn die Mutter nur noch „Du rennst in Dein eigenes Verderben“ oder „Wenn Du bloß schon wieder hier wärst“ hervorschluchzen und der Vater in stiller Wehmut sein und seines Sohnes Schicksal beklagt, dann verstehen das die Kinder auch nicht mehr. Vielmehr beschleunigt man seine Reisevorbereitungen. Zwar konnte ich meinen eigenen Abschied nicht als dramatisch bezeichnen, doch es gibt Mütter, die tasten ihre Söhne oder Töchter in solchen Momenten noch einmal von oben bis unten ab, tränenüberströmt, ganz einfach hoffnungslos. Mich erinnert so etwas immer an grausame Abschiedsszenen aus Kriegsfilmern, aber Indien ist weder ein sibirisches Straflager noch wartet Cerberus auf Neuankömmlinge, sondern es ist nur ein fremdes und fernes Land, wo der Tod als etwas Natürliches hingenommen wird.

Am nächsten Morgen kreisten meine Gedanken wieder ums Wetter. Ich schlug die Augen auf und der Himmel hing voller dunkler Wolken, die Trübseligkeit verbreiteten und mit Schneeregen den Beginn des Winters verkündeten. Es war der 15. November 1974, und die wunderbare, gewohnte Stimme eines Radioansagers meldete: Aufgrund heftiger Schneefälle in der letzten Nacht sind folgende Alpenpässe gesperrt...! Nun, ich wusste schon Bescheid und verschlang etwas lustlos mein Frühstück. Bei dem Wetter war Trampen sowieso unmöglich und das Ergebnis der Räumungsarbeiten nicht vorauszusehen. Abwarten und Tee trinken, hieß meine Devise, als das Glück in Gestalt zweier Berliner Winterurlauberinnen zu mir kam. Sie waren ein bisschen betrübt, da das Wetter Ihnen die schöne Sicht auf die Alpen verdarb und sie sich somit mit der Aussicht auf Werbeprospekte begnügen mussten, aber sie fuhren nach Salzburg und gaben mir ein Plätzchen zum Mitfahren. Ein orangefarbenes BMW-Coupe!

Salzburg präsentierte sich mir ganz in weiß mit Neuschnee, klarer Luft und klarer Sicht, sodass ich bereitwillig 100 DM für die Zugfahrkarte nach Istanbul ausgab, um mich nicht aufgrund der unpassierbaren, verschneiten Alpenpässe über das schöne Wetter ärgern zu müssen.

Den Nachmittag hatte ich zur freien Verfügung, der Zug fuhr erst abends um 20:25 ab. Ich schlenderte also durch Salzburgs Gassen entdeckte neue Restaurants und Cafes und gelangte zu einem Kino, in dem gerade „Die letzte Nacht des Boris Gruschenko“ von Woody Allen lief. Der Film versetzte mich in eine respektable Laune, hinzu kam meine Urlaubsstimmung und -wie das so ist, vernimmt man den Namen Orient Express – steckte ich voll kühner Erwartungen bezüglich dieser Zugfahrt. Ich dachte an Agatha Christies „Mord im Orient Express,“ an abenteuerliche Landschaften und noble Persönlichkeiten, die ich bestimmt während der Fahrt kennenlernte. Für die Massen türkischer Gastarbeiterfamilien, die den Bahnsteig bevölkerten, hatte ich kein Auge, ebenso wenig für den üblichen Bahnhofsdreck und die dort herumlungernenden Gestalten.

Pünktlich um 20:25 lief der Orient Express ein! Ich stieg ins nächstbeste Abteil den Oberkörper nach vorn gebeugt, also typische Rucksackhaltung, zwängte mich durch ein Wirrwarr fremder, Nasen betäubender Körper, geriet ins Schwitzen und ließ mich, nachdem ich zwei Abteile erfolglos durchstößert hatte, auf einem Sitzplatz direkt am Fenster auf die Polster des Orient Express fallen. 2.Klasse. Aber der Fensterplatz belohnte meine Anstrengungen, der Zug durchrauschte wilde Gebirgsbäche und Tunnel. Über Brücken fegte er durch die vom Mond beschienenen Alpen, deren schneebedeckte Gipfel durch die Nacht glimmerten, und er begrüßte alle entgegenkommenden Züge mit einem geheimnisvollen Pfeifen. Ich fühlte mich wie in einer Spielzeugeisenbahn um Mitternacht. So schlief ich dann im Sitzen ein – die schönste Freizeitbeschäftigung einer Zugfahrt.

Am nächsten Tag durchschlenderte ich den Zug, um etwaige Reisegefährten kennenzulernen, und stieß dabei auf einen Dänen.

Ein langer Blonder, nur etwas hager, lange, strähnige Haare und ein altes Gesicht mit etwas eingefallenen Augen. Sein Bruder wohnte in Katmandu, dem ersten Ziel meiner Reise, denn dort hoffte ich meinen zweitbesten Freund Wolfgang anzutreffen, den ich mittels eines Briefes von meiner Reise in Kenntnis gesetzt hatte. Der Däne erzählte, dass es etwa 9000 km seien bis Katmandu, das man dafür mindestens drei Wochen einplanen



Istanbul

müsse und dass es von äußerster Wichtigkeit sei, immer die richtigen Transportmittel zu wählen, da man sonst Gefahr laufe, in Zügen wegen Platzmangel stundenlang auf einem Bein zu stehen; und in Bussen mit dem Kopf gegen die Decke zu stoßen, sobald es der Bus mit Schlaglöchern aufnimmt. Sein Bruder hatte ihm immerhin die günstigste Reiseroute mitgeteilt, nur war das wiederum unnötig, da man ohnehin nur vor Ort über die Transportmöglichkeiten am besten aufgeklärt würde. Das entsprach übrigens den Tatsachen und leuchtete mir sofort ein, sodass ich darauf verzichtete, mir den Plan seines Bruders anzusehen, den er wer weiß wo vergraben hatte. Gern wäre ich mit diesem Menschen zusammen nach Katmandu gefahren, doch erwartete er in Istanbul Post aus Dänemark, wo die Beamten gerade streikten, sodass er mit einem längeren Aufenthalt dort zu rechnen hatte. Dazu hatte ich keine Zeit. Trotzdem, wir unterhielten uns ganz passabel und er verkürzte mir mit seinen Geschichten aus aller Welt die Zugfahrt auf die angenehmste Weise, obwohl sie nicht nur hellstes Entzücken in mir hervorrief. Angst und Schrecken bemächtigten sich meines Nervenkostüms, wenn er von brutalen Polizisten, gierigen Halunken und wilden Tieren erzählte.

Im Orient Express standen Skandale diesmal nicht auf der Tagesordnung. Keine Raubdelikte, niemand ohne Fahrkarte, lediglich ein paar bulgarische Zöllner raubten uns 35 DM für eine vierstündige Fahrt durch Bulgarien. Teures Visum! Zu erwähnen sind auch noch die türkischen Gastarbeiterfamilien, die genügend Proviant mit sich trugen

und uns durch ihre großherzigen Einladungen vor dem frühzeitigen Hungertod bewahrten. Undankbarerweise erlaubte ich mir noch einen üblen Scherz mit einem flotten Türken, der in Österreich sein Brot als Fremdenführer verdiente. Er konnte nicht begreifen, das ich keine Fotos von meinen tausend Freundinnen bei mir trug, die ich als deutscher Junge einfach haben musste, und brachte mich so an den Rand der Lächerlichkeit vor seinen Kumpanen. In dieser Not kam mir dann der rettende Gedanke. Ich erinnerte mich an Passfotos aus meiner eigenen Pubertätszeit, als mein Gesicht noch hübsch und die Haare lang waren. Die kramte ich nun mit leiser Verachtung hervor und gab sie den gierigen Augen des Türken preis. Sofort wurde die Schönheit meiner Freundin gelobt und ich war wieder wer.

Nach zwei Nächten und einem Tag sichteten wir die ersten Vororte von Istanbul. Die Zugbevölkerung geriet in leise Panik. Wir sprangen von unseren Sitzen auf, stürzten in die Gänge, schraubten die Fensterscheiben in die Versenkung und reckten unsere Hälse so weit wie möglich nach draußen. Wir sahen zerfallene Häuser, Proletarier, die in den Ruinen der Stadtmauern hausten und ab und an, wenn wir zwischen den riesigen Häusermauern hindurch den Blick auf den Bosphorus genießen durften, spürte ich in mir die Pracht längst vergangener Tage, in denen der Bosphorus den glanzvollsten aller irdischen Häfen beherbergte. Byzanz, Konstantinopel, das osmanische Reich und heutiges Istanbul, Schauplatz der denkwürdigsten geschichtlichen Ereignisse unserer Weltgeschichte und schon von den Dichtern der alten Griechen in höchstem Entzücken besungen, lag vor mir und mein Herzschlag konnte sich kaum mehr beruhigen. Ich war gepackt, gefesselt, fasziniert. Als ich wieder zu mir kam, drückte der rote Rucksack auf meinem Rücken, auf dem die ersten Spuren der Reise zu verzeichnen waren.

Neben mir stand ein Frankfurter Freak, der zum dritten mal nach Indien reiste; ich besprach mich mit ihm und wir machten uns auf nach

Sultan Ahmet, auf in ein gutes, aber sehr billiges Hotel. Orientalische Hotelzimmer dieser Preisklasse haben ihren eigenen Charme. Sie sind sehr asketisch eingerichtet; bis auf einen wackligen Tisch, einen mit Vorsicht zu genießenden Stuhl in etwas besseren Hotels und natürlich die Betten wird auf weiteres Mobiliar verzichtet. Die Betten selber sind nach europäischem Muster angefertigt und es wackeln durchschnittlich zwei Beine, d.h sie sind nur provisorisch befestigt, was einem gesunden Schlaf aber beileibe keinen Abbruch tut.

Natürlich gilt diese Beschreibung nur für die Hotelklasse zwischen 10-15 Lira, also zwei bis drei DM. Dafür bieten diese Hotels einen nicht zu unterschätzenden Service, der alle Bereiche des täglichen Lebens umfasst. Zuerst einmal lauern überall Schilder an den Wänden, die dich belehren, das alleine das Rauchen von Haschisch mit Gefängnis von bis zu fünf Jahren bestraft wird. Scurrile LSD-Zeichnungen lassen die Notwendigkeit dieser Rechtshilfe gleich erkennen und hilfsbereite Zimmernachbarn geizen nicht mit Informationen, sodass man nach einer Stunde in einem dieser Hotels über alles, was man zum Leben braucht, orientiert ist. Alsdann ging ich mit dem Frankfurter Freund los, um für den zu erwartenden, nächtlichen Stromausfall Kerzen zu besorgen, und dazu kauften wir etwas zu Essen. Weißbrot, Schafskäse, Tomaten und Äpfel – mein Freund musste mit seinen 800 DM sparsam leben, und ich wollte nicht unangenehm auffallen, indem ich meine körperlichen Bedürfnisse in einem netten, türkischen Restaurant zum dreifachen Preis befriedigte.

Zum Schafskäse hatten wir uns auch noch Helva besorgt, und mir läuft bei dem Gedanken an Helva immer das Wasser im Mund zusammen. Damals hielt ich Helva für einen besonders schmackhaften arabischen Kuchen, weiß aber heute, das es nur einfacher Käse mit süßsaurem Wüstensandgeschmack ist. Meiner Begeisterung für diese Spezialität tut das allerdings keinen Abbruch, und sollte mich das Schicksal wieder einmal in die Türkei verschlagen, werde ich zur Moccazeit keinen Kuchen, sondern Helva bestellen.

Um die Schönheit und den sagenumwobenen Reichtum Istanbuls voll

zu genießen, empfehle ich wärmstens, in ein Tourist Office zu schreiten und sich dort Broschüren zu besorgen, eine Regel, die man sich guten Gewissens im gesamten asiatischen Raum zu Herzen nehmen darf. Mit eindrucksvoller Sicherheit wird hier beschrieben, warum die Sehenswürdigkeiten so sehenswert sind, mit welcher ungeheuren Anstrengungen verstorbenen Kalifen und Großmoguln ihre Paläste vor Jahrhunderten errichten ließen und welche Stürme der Zeit an diesen architektonischen Wunderleistungen spurlos vorbeizogen. Wahrhaftig, das alte Sprichwort: "Wer mehr weiß, sieht mehr" erscheint in einem ganz neuen Licht. Das alles kann man mit einer Kamera, sei sie noch so gut, gar nicht einfangen.

Die türkische Gastfreundschaft, die in den Broschüren so beiläufig erwähnt wird, kommt leider etwas zu kurz in Istanbul. Es mag an der Geldgier oder an der Korruption der Einwohner liegen. Auf jeden Fall ist es ein deutliches Indiz für den Zerfall der Religion. Nach alt-mohammedanischer Sitte ist es zum Beispiel die Pflicht jedes Gläubigen, einem Gast zumindest Cay, also Tee, anzubieten, und fährt man in ländliche Gegenden der Türkei, wird man aufgrund dieser Gastfreundschaft seinen Konsum an Tee beträchtlich erhöhen. Wer nichts hat, hat wenigstens Tee. In Istanbul hingegen gibt es den Puddingshop, ein Restaurant, das jeder Hippie, der einmal in dieser Stadt weilte, kennen dürfte. Hier darf man nur Tee trinken, wenn man gleichzeitig etwas zu Essen bestellt. Dafür bietet das Restaurant neben überhöhten Preisen und Popmusik ein unüberbietbares Stimmengewirr. An der Wand hängt eine orientalisch-lebensweisheit, in goldenen Buchstaben auf einem himmelblauen Hintergrund, umrahmt von einem reich verzierten Holzrahmen. „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“, steht da. Als ich auf meiner Rückreise wieder hier landete, gestattete man es mir immerhin, in diesem Lokal auf einen Freund zu warten, ohne etwas zu verzehren, nachdem ich still und stumm auf eben dieses Schild hingewiesen hatte. Einen viel nachhaltigeren Eindruck hinterließ ein Manifest aus einer altenglischen Kathedrale auf mich, das ich in einem kleinen, aber echten türkischen Lokal entdeckte, welches dem Besitzer vom Bruder meines dänischen Zuggefährten vor längerer Zeit

geschenkt worden war.

Desiderata

*Gehe ruhig und gelassen durch Lärm und Hast
und sei des Friedens eingedenk,
den die Stille bergen kann.*

*Stehe – soweit ohne Selbstaufgabe möglich -
in freundlicher Beziehung zu allen Menschen.
Äußere deine Wahrheit ruhig und klar und höre anderen zu,
auch den Geistlosen und Unwissenden;
auch sie haben ihre Geschichte,
Meide laute und aggressive Menschen,
sie sind eine Qual für den Geist.*

*Wenn du dich mit anderen vergleichst,
könntest Du bitter werden und Dir nichtig vorkommen;
denn es wird immer jemanden geben,
größer oder geringer als Du.
Freue Dich Deiner eigenen Leistungen
wie auch Deiner Pläne
bleibe weiter an Deiner eigenen Laufbahn interessiert,
Sie ist ein echter Besitz im wechselnden Glück der Zeiten.*

*In deinen geschäftlichen Angelegenheiten
lass Vorsicht walten; denn die Welt ist voller Betrug.
Aber dies soll dich nicht blind machen
gegen gleichermaßen vorhandene Rechtschaffenheit.*

*Viele Menschen ringen um hohe Ideale;
und überall ist das Leben voller Heldentum.
Sei Du selbst; vor allen Dingen heuchle keine Zuneigung.
Noch sei zynisch was die Liebe betrifft;
denn auch im Angesicht aller Dürre und Enttäuschung*

ist sie doch immerwährend wie das Gras.

*Ertrage freundlich -gelassen den Ratschluss der Jahre,
gib die Dinge der Jugend mit Grazie auf.
Stärke die Kraft des Geistes,
damit sie Dich im plötzlich hereinbrechenden Unglück schütze.*

*Aber beunruhige Dich nicht mit Einbildungen.
Viele Befürchtungen sind Folgen von Erschöpfung und Einsamkeit.
Bei einem heilsamen Maß an Selbstdisziplin sei gut zu Dir selbst.
Du bist ein Kind des Universums,
nicht weniger als die Bäume und die Sterne;
Du hast ein Recht hier zu sein.
Und ob es Dir nun bewusst ist oder nicht;
zweifellos entfaltet sich das Universum wie vorgesehen.
Darum lebe in Frieden mit Gott,
was für eine Vorstellung Du auch von ihm hast
und was immer Dein Mühen und Sehnen ist.*

*In der lärmenden Wirrnis des Lebens
erhalte Dir den Frieden Deiner Seele.
Trotz all ihrem Schein, der Plackerei und den zerbrochenen Träumen
ist diese Welt doch wunderschön.*

Sei vorsichtig, strebe danach, glücklich zu sein.

Beim Lesen dieser Weisheit überfielen mich gemischte Gefühle, und ich liebte sie erst, als der Text auf dem Rückweg zum zweiten Mal vor meinen Augen erschien.

Am nächsten Morgen bestieg ich mit dem Frankfurter einen Bus, der uns in zwei Tagen nach Teheran bringen sollte – eine Strecke von 1888 km etwas für 50 DM. Ich lernte sofort eine übernatürliche Eigenschaft

aller Reisender kenne, die mir die Überflüssigkeit eines morgendlichen Alarmsignals – eines Weckers also – bewies. Pünktlich um 5:30 erwachte mein Reisegefährte und Freund auf magischen Weise aus seinem Tiefschlaf, weckte mich mit einer Apfelsine und nachdem wir unseren müden Gebeine durch zwei Cay besinnungslos ertrunken hatten, stiegen wir in den schon warmgelaufenen Bus, der ohne eine Sekunde Verspätung die europäische Seite Istanbuls pünktlich um sechs Uhr verließ. Nach 20 Minuten erreichten wir Asien via Bosporusbrücke, Baukosten 33 Millionen DM, und sagten dann dem Tor zum Orient auf dem Adapazari Highway ade. Wir passierten Adapazari und sahen zu unserer Linken bewaldete Hügel mit steil abfallenden Schluchten, während rechts von uns die asiatische Morgensonne auf den sanften Wellen eines großen Sees glitzerte. Ein exklusives Bordell beheimatet sein idyllisches Ufer, eine beliebte Absteige der Fernfahrer. Hinter einem riesigen Dorf, das fast ausschließlich mit Braunkohle beheizt wird und Hauptstadt der Türkei ist, rasteten wir gegen Mittag. Wir waren in Ankara, und ich trank mit einem Engländer und einem Italiener, ebenfalls Reisende nach Teheran, Cay, während sich die einheimischen Insassen des Busses den Magen vollschlugen. Dazu besaßen wir kaum Zeit, denn die Besitzer der kleinen Verkaufsbuden, die das Restaurant umlagerten, überhäuften uns mit Niedrigangeboten für ihre Lederwaren und Schmuckartikel, deren Wert wir nicht zu schätzen wagten. Aber da wir drei in uns die Überzeugung trugen, das alles noch billiger werden würde, je weiter wir nach Osten fuhren, gab es trotz zähen Verhandeln keine Geschäftsabschlüsse. Nach einer Stunde spürten wir dann die Unebenheiten der Straßewieder unter uns.

Wir starrten gebannt auf die halsbrecherischen Fahrkünste des Fahrers, der mit viel Glück und Allahs Hilfe die gewagtesten Überholmanöver demonstrierte und uns in einen Geschwindigkeitsrausch zu versetzen trachtete. Die Zahl europäischer LKW-Wracks an den Straßenhängen nahm auch zu, aber was scherten mich die Millionenverluste der Transportunternehmen, die nicht zuletzt einkalkuliert sind. Als himmelschreiende Ungerechtigkeit empfand ich nur die Klärung der Schuldfrage bei Unfällen, die nach einem zu dieser Zeit für mich

unverständlichen Gesetz geregelt wurde: Sind ein Europäer und ein Türke in einen Unfall verwickelt, so trägt der Europäer die alleinige Schuld. Heute erkläre ich mir dieses Gesetz anhand der Wechselwirkung von Religion und Tiefenpsychologie. Die türkischen LKW-Fahrer haben alle irgendwo ein Schild in ihrem Truck mit der Aufschrift: „Masallah“ Übersetzt bedeutet das etwa Folgendes: Wir beten zu Allah, dem Allmächtigen, dem Besitzer unserer Seelen und unseres Verstandes, das er uns heil ans Ziel führen möge. Da alles, was geschieht, ist Allahs Wille ist, und die europäischen Fahrer sich nicht durch so ein Schild schützen, ist der Fall natürlich klar. Schließlich fährt kein vernünftiger Mensch ohne Allahs Segen mit dem Auto.



Teheran

Sigmund Freud sagt das in folgenden Worten: Unser Unterbewusstsein macht keine Fehler.

Diese Dimensionen sind für uns Europäer nahezu unbekannte Welten, und deshalb bleibt asiatischer Verkehr ein unbekanntes Wesen. Abends erlebten wir dann die erste böse Überraschung auf dieser Fahrt. Ich hatte mich schon die ganze Zeit gefragt, wann endlich der zweite Fahrer zusteigen würde. Schließlich war klar, dass wir mit diesem „Gasgeber“ nicht ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte unterwegs sein konnten. Als wir nachmittags um fünf Uhr an einem Motel anhielten und der englisch sprechende Monteur des Busses meinte: „Tomorrow six o`clock“, glaubte ich immer noch an Fahrerwechsel. Hingegen, der Monteur scherzte nicht. Das erforderte Gegenmaßnahmen, auch wenn es schon stockdunkel war. Wir Freaks schlossen uns zusammen, bestürmten den armen Monteur und forderten Rechenschaft von ihm wegen dem versprochenem zweiten Fahrer. Aber das versetzte ihn so in Angst und Schrecken, dass er mit einem Mal alle Englischkenntnisse vergaß und nur noch „Tomorrow six o`clock“ wiederholte. Da war guter Rat teuer, denn drei DM fürs Hotel konnte sich keiner von uns leisten. Unser Gepäck samt Schlafsäcken lag irgendwo auf dem Dachgepäckträger

verstaut, somit unerreichbar, und die Nacht brach mit gnadenloser Kälte herein. Doch wir lernten so das türkische Nachtleben kennen.

Direkt neben dem Hotel stand ein Cayshop, der erst um fünf Uhr morgens seine Türen verriegelte. Ein Samowar, eine Augenweide in der Mitte des Raumes, vertrieb die grausige Kälte und lieferte den Nachschub an Tee. Mit zwei Deutschen, die kurz vorher zugestiegen waren, begann ich Skat zu spielen, während der Frankfurter sich in ein Buch über den spanischen Bürgerkrieg vertiefte und der Engländer dem Treiben mit weisem Lächeln zuschaute. Der schwarz gelockte Italiener, aus dem warmen Sizilien stammend, hatte sich dann doch ins Motel verzogen. Gegen Mitternacht wurde es voll im Laden, so dass wir mit dem Kartenspielen aufhörten und uns von den Türken im Backgammon schlagen ließen. Wir besaßen nicht die geringste Chance gegen diese versierten Spieler, dafür gewann ich beim Schachspielen. Gegen drei Uhr morgens betrat ein liebestrunkenener Soldat den Schuppen, der uns anvertraute, dass er seine Liebste heute zum ersten Mal geküsst hatte. Ich musste an einen Vorfall denken, den ich vor zwei Jahren in einem kleinen, türkischen Küstenort namens Antalaya erlebt hatte, als sich ein Touristenpärchen auf offener Straße geküsst hatte und damit einen Massenauflauf erregter Türken provozierte.

Mit Beifall und Applaus begrüßte man am frühen Morgen die Idee des Frankfurters, der zum gelungenen Abschluss dieser Nacht seine Kamera zückte und Fotos von uns allen schoss, wie wir einen Kreis ums Samowar bildeten und uns aufwärmten. Mit einer Runde Cay honorierte der Ladeninhaber das Versprechen, die Bilder nach Fertigstellung hierher zu senden.

Pünktlich um sechs ging es weiter Richtung Iran, aber da schlief ich bereits im Bus. Als ich erwachte, stand der Bus schon wieder. Der Monteur improvisierte am Motor herum und allen Erwartungen zum Trotz gelang ihm das schier Unmögliche – nach einer halben Stunde konnten wir weiter und gelangten nach Erzincan, wo der Bus erneut streikte. Auch diesmal löste der Monteur das Problem im Handumdrehen und wir erklommen die osttürkischen Berge. Hoch nach Tanyeri – 8km...

9km...10km – der Bus war mit seiner Kraft am Ende. Kurzentschlossen wendete der Chauffeur auf diesem Gebirgspfad, der kaum breiter war als der Bus selbst, und dessen steil abfallende Hänge Schwindelgefühle in mir weckten. Ich dachte nur „Raus hier“ aber das war ganz unmöglich – mit Beinen wie Blei klebte ich während des Wendemanövers am Sitz. Dann nahm der Fahrer den Gang raus und im Leerlauf rollte der Bus die ganzen 10km nach Tanyeri zurück! Masallah!

Fünf Stunden dauerte die Operation des Motors und die Besorgung von Ersatzteilen. Wir nutzten die günstige Gelegenheit zu einem Stadtbummel und kamen zufällig am Gefängnis vorbei, hinter dessen Mauern ein süddeutscher LKW-Fahrer schmachtete. Wir konnten durch die Gitterstäbe mit ihm reden, und seine Geschichte ist kurz erzählt. Er hatte die vorgeschriebene Transitroute verlassen, begegnete daraufhin zwei türkischen Polizisten, gab ihnen 400,- DM Bakschisch und fuhr weiter. Nach einer halben Stunde war ihm die Polizei wieder auf den Fersen – und jetzt saß er wegen Beamtenbestechung und Verlassen der Transitroute im Knast. Er gab dem Frankfurter seine Adresse, damit dieser seine Angehörigen in Deutschland benachrichtigen konnte.

Gegen elf Uhr nachts erreichten wir dann Erzurum, Höhe 1900m über dem Meeresspiegel, und bittere Kälte, wo uns der Monteur unmissverständlich zu verstehen gab: “Tomorrow six o'clock“ Wir feilschten den Preis des Hotels auf 10 türkische Lira herunter und kamen in einen kalten Raum mit feuchten Wänden und fünf Betten. Großzügigerweise gab man uns das Gepäck, d.h. man hievte es vom Dach des Busses herunter, und so hatten wir unsere Schlafsäcke zur Verfügung und brauchten die Kälte nicht zu fürchten. In den kältesten Wintermonaten sinkt das Thermometer hier auf minus 40 Grad, und bis auf die kleinen Blechöfen gibt es keine Heizmöglichkeit. Den Ofen in unserem Zimmer fütterte man in dieser Nacht mit Sägemehl, das sehr gut brannte und genug Wärme spendete, um Gitarre zu spielen. Ich stieg in voller Montur in meinen Bundeswehrschlafsack, warf mir noch die Woldecke des Bettes über und schlief hervorragend.

Der nächste Morgen begann mit einem Tumult. 2 weitere Freaks

meldeten 2 Sitzplätze im Bus nach Teheran an, hatten auch schon seit 2 Tagen Fahrkarten, aber daraus wurde nichts. 2 Türken wollten auch kurz entschlossen mitfahren, redeten mit dem Reisemanager und sanken dann auf die beiden freien Plätze. Der dortige Geschäftstellenleiter gab den 2 Freaks dann ohne Umschweife ihr Geld zurück und wünschte Ihnen in vollem Ernst „Viel Glück beim Trampen.“

So starteten wir dann zum dritten Mal gen Iran, dem alten Persien. Die Gegend wurde immer wilder und ich durchforschte die Landkarte, um zu sehen, wo wir uns befanden. Als ich Bescheid wusste, schlossen sich meine Augen in tiefstem Entsetzen. Wir hatten uns hoffnungslos verfahren, so schien es mir! Da die offizielle Transitstrecke unpassierbar war, fuhr man einen kleinen, netten Umweg, den ausländische Fahrzeuge nicht benutzen durften – das Verhängnis des süddeutschen LKW-Fahrers kam mir in den Sinn!

Am Nachmittag rasteten wir einmal kurz in einer gänzlich menschenleeren Gegend, die eine herrliche Sicht auf den 5165 m hohen Ararat bot. Sehr majestätisch. Eine Horde der gefährlichen sogenannten „osttürkischen Banditen“ kam gemächlich und stolz von den Bergen heruntergeritten. Wir tauschten Grußworte aus und betätschelten die mit allerlei Klimbim verzierten Pferde. Alles war ruhig und freundlich, wie eine Begegnung in einer anderen Welt.

Kurz vor Ladenschluss passierten wir die Grenze und fuhren ohne weitere Zwischenfälle nach Tabriz, wo der Bus dem Autofriedhof übergeben wurde. Uns pferchte man in halbleere Busse nach Teheran, was eine Verzögerung von fünf Stunden bedeutete, die mir durch den Verkauf einer Jeansjacke 20 \$ einbrachten. Endlich, nach drei Tagen und drei Nächten, erreichten wir um sechs Uhr morgens die persische Hauptstadt. Ich hatte die ganze Nacht kein Auge zugeedrückt, sondern mit dem Fahrer und drei anderen Verständigung betrieben, und – vor allem – eigenhändig den Bus ca. 15 Minuten durch die Nacht treiben dürfen, bis zur ersten erwähnenswerten Kurve.

Doch Teheran am Morgen, das vertreibt Kummer und Schlaflosigkeit.

Lärm, Staub, Dreck, Autogehupe, quietschende Bremsen, geldgeile Asiaten und der grenzenlose Respekt des Mannes auf der Strasse, der es keinem Touristen jemals zumuten würde, auch nur 300 m zu Fuß zu gehen uns sich somit zum Verbündeten der Taxifahrer hocharbeitete, hinterließen einen aufregenden Eindruck. Die Taxifahrer selbst reißen Dir das Gepäck aus den Hand und stecken Dich ins Auto. Die Entscheidung, nach dreistündigem Aufenthalt diese Stadt mit dem 9-Uhr-Bus nach Mashad zu verlassen, war insofern keine Entscheidung, sondern ein Herzenswunsch. Eine Australierin in Begleitung eines Österreichers stiegen zu, zwei Turteltäubchen, die man eher auf Mallorca als auf einer Reise nach Indien vermutet hätte. Im Laufe der Zeit stellte sich heraus, dass dies eine totale Fehleinschätzung war, denn ihr Spiel diene dem Zweck, sich vor lästigen Attacks der Orientalen zu schützen, und sie sollten noch gute Freunde von mir werden.

Mashad ist die heiligste aller persischen Städte und besitzt eine afghanische Visum-Ausgabestelle mit dem klangvollen Namen: „Consulate de `republique L`afghanistan!“ Die Fahrt dorthin wurde die Fahrt der sich anbahnenden Beschwerden. Ich besuchte an diesem Tag viermal die Toilette, nach achttägiger Verstopfung, ein anderer quälte sich mit betäubenden Ohrenscherzen, wohl durch das ewige Auf und Ab dieser Strecke verursacht, und der Engländer und ein weiterer Deutscher schnupften sich abwechselnd in ständigem Rhythmus die Nase, unüberhörbar auch für den Fahrer, der sich aber nicht erweichen ließ, trotz klirrender Kälte die Heizung anzustellen. Eine glänzende Demonstration der harten persischen Lebensverhältnisse und gleichzeitig eine Abhärtung für die uns bevorstehenden, eisigen Wüstennächte, die die warme Tageszeit zum Paradies werden lassen. Welch ein Gefühl, taut man auf!

Der Frankfurter kannte eines der wenigen preiswerten Hotels in Mashad, wo wir gegen Mitternacht ankamen. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie ich mich auf ein Hotelbett freute, und das erklärt auch, warum wir eine dreiviertel Stunde lang vor der verschlossenen Tür dieser Herberge mit allen möglichen und unmöglichen Tricks versuchten, Eintritt zu erlangen. Es war ein Misserfolg auf der ganzen

Linie. Mein mächtiges Schlafbedürfnis aber trieb mich jetzt um ein Uhr nachts auf die Suche nach einem anderen Hotel, koste es was es wolle. „Money is not the problem“ lautete meine Devise, und insgesamt drei Nachtportiers gerieten in dieser Nacht in leise Panik, als sie mich in meinem verlotterten Aufzug erblickten. Der verstaubte rote Rucksack hing über meinen Schultern, die ausgeleierte Jeans ebenso beschmutzt wie mein Gesicht, und in blankem Entsetzen versicherten mir die Hotelportiers, dass alle Zimmer in ihren Mammutpalästen bereits ausgebucht seien. Mit stotternder Zunge komplimentierten sie mich in gebrochenem Englisch und im D-Zug Tempo aus der Empfangshalle, in der es warm war und weiche, einladende Sofas herumstanden, so dass ich gegen drei Uhr nachts endlich das Gefühl, als Mensch zweiter Klasse behandelt zu werden, kennengelernt hatte. Das war mir noch nie im Leben passiert, und eine unbändige, sinnlose Wut überfiel mich, die es fertigbrachte, meine Müdigkeit zu vertreiben. Mit grimmig – traurigem Gesichtsausdruck über das Schicksal sinnierend, hörte ich eine Stimme:

„Wo fährst Du hin?“

„Nach Indien, ans Meer, zur Sonne, Palmen!“ schwärmte ich.

„Hast Du ein Visum für Afghanistan?“

„Nein, nein, muss ich mir heute noch holen, wisst Ihr wo das Konsulat ist?“

„Komm, steig ein, wir fahren Dich kurz hin.“

Das war die Sensation! Zwei junge, persische Pärchen hatten tatsächlich angehalten, als sie mich am Straßenrand stehen sahen und brachten mich jetzt um drei Uhr morgens mit ihrem Wagen zum Konsulat. Jethro Tull mit „Dharma for one“ lief über den Stereo-Kassettenrecorder im Auto und es war wohligh warm. Ich glaubte immer noch zu träumen, als sie mich vor der Botschaft aussteigen ließen, wo bereits einige Reisegefährten aus dem Bus ihre Schlafsäcke ausgebreitet hatten und schliefen. Nur Alexander, der bereits erwähnte Österreicher, vertrat sich

in wachem Zustand die Füße, und da es mir zum Schlafen zu kalt war, gingen wir nun stadteinwärts und entfachten ein Feuer am Straßenrand.

Zwei Polizistengesichter erhellten sich, als sie uns sahen, denn wir boten eine nette Abwechslung in dieser langweiligen, öden und menschenleeren Stadt. Zuerst drehte sich unser Gespräch um Haschisch, wobei unklar blieb, ob und warum die beiden dieses Thema so lustig fanden, denn kaufen wollten sie nichts, verkaufen wollten sie auch nichts und verhaften wollten sie uns schon lange nicht. Dann kamen die ewigen Fragen: „Wo kommt Ihr her?“ „Wo wollt Ihr hin?“ „Warum habt ihr keinen Bart?“ und natürlich „Wo ist eure Freundin?“

Mir ging dieses belanglose Gequatsche schnell auf den Geist sowie das dauernde, blöde Grinsen der Beiden, aber Alexander hielt tapfer die Stellung, machte alle Späße mit und ich begann, ihn heimlich zu bewundern. Es war wirklich das Beste, was man tun konnte, um sich die Zeit zu vertreiben. Ich war nur zu geschafft und auch wohl zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um Gefallen an der Unterhaltung zu finden und ein wenig mitzudenken, zudem fror ich trotz des Feuers.

Allmählich brach die Morgendämmerung über uns herein, die Polizisten machten Feierabend, das Feuer erlosch und wir latschten zur Botschaft zurück. Unterwegs noch ein paar Cay in den gerade geöffneten Teeshops und so langsam spürte ich wieder Leben in den Beinen. Als das Konsulat um neun Uhr öffnete, war schon mächtig was los. Ungefähr dreißig Leute brauchten Visa und füllten mehr oder weniger hingerissen ihre Anträge aus, unterbrochen nur von ihresgleichen: „Kannst Du mir mal Deinen Kuli leihen?“ hieß es dann.

Visa Ausgabetermin war um 12:30 Uhr, also wieder drei Stunden Warterei und Herumlungern. Ich freundete mich mit einem persischen LKW-Fahrer an, der mir die Stadt zeigen wollte. Stolz und spendabel vermittelte er mir ein großzügiges Bild persischer Gastfreundschaft! Kurz vor Mittag zog ich mich dann zum Konsulat zurück, wo inzwischen ein Freakbus mit Rock und Popmusik Partystimmung unter den

Antragstellern aufkommen ließ. Um 12 Uhr gab es dann bereits die Pässe zurück, incl. Visa. Das versetzte uns in die glückliche Lage, den letzten Bus Richtung Grenze zu erreichen – es waren noch 200 km. Um 18 Uhr kamen wir an, die persischen Zöllner ließen uns durch und ich verbrachte die Nacht im Hotel auf dem Niemandsland zwischen Persien und Afghanistan. Die Afghanis hatten die Grenze schon dichtgemacht. Sie schließen ihre Pforten bei Sonnenuntergang, wer arbeitet schon gern im matten Schein von Glühbirnen?

Afghanistan

In Afghanistan ist alles anders, und die Grenze selbst ist der reinste Marktplatz: Der Teppichhandel blüht und Schafe, Pferde, Hunde und Hühner vertreiben im Nu muffige Amtstubenatmosphäre. Nach Erledigung aller Formalitäten charterten wir an der Grenze einen Minibus nach Herat! Bezahlt wurde im Voraus, und nachdem die Hälfte der Strecke zurückgelegt war, hielt der Fahrer an, um den Tarif zu erhöhen. Dank unseres gemeinsamen Widerstands gelang es ihm diesmal nicht, und unverstimmt erreichten wir Herat, wo ich mit Ken, dem Engländer, in einem Hotel mit warmer Dusche abstieg.

Ein 15jähriger afghanischer Boy rannte dort den ganzen Tag lachend mit heißem Wasser vom unteren ins obere Stockwerk, um den Wasserbehälter mit heißem Duschwasser aufzufüllen. Nach einem europäischen Mahl gingen wir dann erwartungsvoll zum Basar, auf der Suche nach einem Messer und einer Umhängetasche. Immer wurde gefeilscht, und bei diesen Redeschlachten konterte ich mit aller mir zur Verfügung stehenden Phantasie, sodass sich die Händler amüsieren konnten. Der Verlockung, mir den wunderbaren Kitsch zu einem unvorstellbar günstigen Preis zuzulegen, widerstand ich. Es gab Ketten, Armringe, glitzernde Steine, Ringe, Lederwaren, seidene Tücher und prächtige Stoffe, also eine Vielzahl neuer und unbekannter Kostbarkeiten. Doch mein einziges Interesse bestand an einem Messer und einer Tasche. Die Versuchung jedoch war riesig, denn die eigentümliche, exotische Atmosphäre eines Bazars ist so verführerisch und reizvoll, so faszinierend und überwältigend, dass man den Verstand verlieren könnte.

Ein Händler warf mir wütend ein Messer vor die Füße, für das ich zwei \$ geboten hatte, wobei er sechs \$ verlangt hatte. Nach fünf Minuten schon aber genügten ihm zwei \$, infolgedessen mir der von mir gebotene Preis zu hoch erschien. Doch als ob alle Messerhändler miteinander verbündet wären, wollte mir keiner ein Messer für weniger als 2\$ verkaufen, und so trotteten Ken und ich abends, ohne irgendetwas

gekauft zu haben, zum Hotel zurück.

Die kommende Nacht wurde insofern interessant, als abzuwarten blieb, ob uns Insekten überfielen. Der Hotelmanager hatte uns freilich versichert, das das Zimmer absolut keimfrei sei, aber fragten sie mal einen Reiseveranstalter für Italien, ob sie auch garantiert 3 Wochen Sonnenschein haben werden, so wird er es Ihnen schriftlich geben. Derartige Naturgewalten überlässt man besser dem Glück, und wir hatten nicht nur Glück, nicht von Insekten angegriffen zu werden, sondern auch noch Schlafsäcke, die uns von der eisigen Kälte der Nacht unabhängig machten.

Am nächsten Morgen marschierte ich zur Bank, um Geld zu tauschen, und ein 100 Markschein war der kleinste Schein, den ich besaß. Kleingeld aber ist in Asien unentbehrlich. So war es mir nicht möglich, nur 50, – DM zu wechseln.

Nach einigen Formalitäten gab ich dem Schalterbeamten dann die 100 Mark, und nach zwei Stunden Warterei rief man mich zur Kasse. 2100 Afghanis gab es für meine 100 Mark: Mit der Schnelligkeit eines deutschen Bankangestellten blätterte mir der Mann 40 50-Afghani-Banknoten auf den Tisch, und nachdem ich das Geld langsam nachgezählt hatte, blickte ich ihn streng und vorwurfsvoll an. Widerwillig, aber ohne zu zögern, gab er mir nun die restlichen 100 Afghani, etwa fünf DM. In Afghanistan muss man wirklich überall aufpassen, um nicht übers Ohr gehauen zu werden. Trotzdem erschien es mir, als sei Geld keine so wichtige Sache wie in der westlichen Welt.

Die Abende verbrachten wir meist im Restaurant, wo man mit anderen Reisenden quatschte, Erfahrungen austauschte und pro Abend mehr redete, als ich mir vor der Fahrt vorstellen konnte. Offenbar hatte ich meine Schüchternheit abgelegt. Ich war in Herat, Afghanistan, und dies war der erste Ort, den ich besuchte, der in der Hippiewelt eine gewisse Bedeutung hatte. Jetzt fasste ich den Mut, LSD auszuprobieren, was ich mir bisher versagt hatte. Wenn ich das in Deutschland gemacht hätte, wäre es möglich gewesen, das ich auf dem Trip unverantwortliche Dinge

getan hätte, die mich den Rest meines Lebens stigmatisiert hätten. Was hätten meine Freunde dann über mich denken können? Doch jetzt war ich in Herat, der ersten ernstzunehmenden Station auf dem Hippie Trail nach Indien, und mir war klar, dass ich nicht in die Welt der Hippies eintauchen konnte, ohne die Erfahrung eines LSD Trips gemacht zu haben. Also besorgte ich mir Stoff, nahm die Pille in meinem Zimmer, das ich mittlerweile allein bewohnte, da Ken abgereist war, und kurz danach ging ich in den Hofgarten des Hotels, wo ich Alexander traf. Wir unterhielten uns, und das wurde mehr und mehr zu einem Fiasko. Egal was ich sagte, Alexander machte mir klar, dass meine Meinung die falsche sei. Ob ich mir Geld wünschte, eine schöne Frau oder ein schönes Haus, Alexander bewies mir klar und unmissverständlich, dass dies absoluter Blödsinn sei. Mit großen Augen lauschte ich seiner bestechenden Logik, wobei meine Fähigkeit zu logischem Denken mehr und mehr auszusetzen schien. Nach etwa zwei Stunden, es war jedenfalls schon dunkel, kam ich mir wie ein blödes Rindvieh vor, von Tuten und Blasen keine Ahnung, wobei ich aber nicht weinerlich wurde, sondern eher demütig vor den Lektionen, die mir das Leben noch zu bieten hatte.

Dann wollte ich endlich und endgültig wissen, was es mit der Macht der Gedanken und des Geistes auf sich hatte. Ich entzündete eine Kerze, setzte mich auf den Stuhl, und versuchte, mit der Kraft meiner Gedanken die Flamme zum Erlöschen zu bewegen. Auch das war ein Reinform. Allerlei Spukbilder erschienen vor meinen Augen, aber die Kerze brannte ab. So wusste ich immerhin, dass die Geschichte, der Geist würde die Materie bewegen können, nicht stimmte. Und diese Erkenntnis würde mir bei den Begegnungen mit Mentalgurus, Magiern und anderen Erleuchteten, vor denen man in Indien nicht sicher sein konnte, bestimmt nützlich sein.

Am nächsten Tag machte ich einen großangelegten Spaziergang, der mich in die entlegeneren Viertel Herats bringen sollte, und dabei entdeckte ich außer Cayshops, Restaurants, Basargeschäften und Hotels die andere, harte soziale Wirklichkeit dieses Landes, die mich zwar nicht glücklich stimmte, aber Verständnis da hervorrief, wo man

sonst denken könnte: „Schon wieder so ein stinkender, unerzogener, tuchumhüllter Rüpel.

Über die Busfahrt nach Kabul möchte ich insofern auch kein Wort verlieren. Wir hielten das nur durch, indem wir uns in Selbsthypnose zu versetzensuchten. Nur die Schönheit des Hochgebirges mit seinen weiten Schluchten und der sternensüß, eisklare Wüstenhimmel bei Nacht fanden Aufnahme ins Gehirn – alles andere war Gewohnheitssache. Am Nachmittag des darauffolgenden Tages krochen wir aus dem Bus, fielen auf die gepolsterten Holzbänke eines bereitstehenden Taxis und Alexander dirigierte den Chauffeur in ein ihm bekanntes Hotel unweit der Altstadt.

Durch eine schöne, verschnörkelte Pforte fanden wir Zutritt zum urwüchsigen, in wilder Pracht gedeihenden Hotelgarten, der von weiß getünchten Zimmern umrahmt wurde. Da das Haus gänzlich verlassen zu sein schien, wandten wir uns nach rechts, wo das mit hübsch viel Fensterglas ausgestattete, weiß abblätternde Restaurant stand. Wir zwängten uns mit dem Gepäck durch die schmale, verzogene Holztür und setzten uns auf die Bänke und Stühle, die an den Holztischen standen. In der Mitte dieses länglichen Restaurants stand ein kleiner Ofen, der Wärme spendete und auch zum Kochen diente. Durch ein kreisrundes Loch in der Restaurantwand kroch nun Ali aus seinem Zimmer hervor und bot uns Tee an. Er hatte gerade versucht, einen alten Kassettenrecorder zu reparieren, was ihn im Lauf der nächsten Woche weiterhin beschäftigen sollte. Ali war der Hotelmanager, und wir handelten den Zimmerpreis von 20 auf 15 Afghani herunter. Nach dem Tee legten wir uns sogleich schlafen, die Strapazen der anstrengenden Reise noch in den Knochen.

Die Morgensonne erwärmte bereits mit ihren hellen Strahlen die Luft, als ich an diesem neuen Tag, verschlafen und ausgeruht, die Zimmertür entriegelte, hinaustrat und mich vom Duft des Gartens betören ließ. Ein 33jähriger Franzose, ohne Pass und Geld, in blauem Gewand und mit einem lila Halstuch bekleidet, putzte sich im Garten die Zähne mit rotem Zahnpulver, um danach in tiefe Meditation zu verfallen. Beverly

kehrte gerade vom Frühstückseiereinkauf zurück, da der Hoteldiener an diesem Morgen nicht dazu bewegt werden konnte, das Haus zu verlassen. Er war klein, opulent, gemütlich und hatte einen wedelnden Gang; dazu grinste er immer froh oder aber er nickte diensteifrig mit dem Kopf. Wir liebten ihn alle, obwohl man ihn, wünschte man Tee zu trinken oder Ähnliches, mehrmals auffordern musste. Ali dagegen war ein ganz anderer Typ. Ebenfalls klein, aber ohne überschüssiges Fett und mit einem intelligenten Gesicht, hegte er den Wunsch, auch die Welt zu bereisen, genau wie die Gäste, die hierherkamen. Er sagte sich jedoch: Das Leben ist wie der Wind! Er besaß Bildung und Geld – im Gegensatz zum Hoteldiener, den der Wind wohl nie in die Welt hinaustragen wird.

Ohne eine nennenswerte Summe an Geld auszugeben, turnten wir durch Kabul, spielten Schach in sonnigen Gärten, lauschten Musik und Tanz, ließen uns von einheimischen Händlern beim Tee Geschichten erzählen, die sich mit der Güte und Herkunft ihrer einzigartigen Kostbarkeiten beschäftigten – und bei einem dieser Streifzüge durch die alten Gassen Kabuls erwischte es mich dann. Nicht das ich Durchfall von den teilweise bis zur Unkenntlichkeit gewürzten oder gesüßten Leckerbissen bekam, vielmehr entdeckte ich in einer der unzähligen Boutiquen eine Jacke aus echtem Fuchsfell, die mir wie angegossen auf der Haut klebte. Alle guten Vorsätze verließen meinen Verstand, denn mit diesem Kleidungsstück würde ich in Deutschland sofort überall auffallen. Nach einer halben Stunde hatte ich den Preis auf die Hälfte herabgefeilscht und gab mich zufrieden. 70DM war diese Jacke allemal wert.

24 Stunden währte die Freude über diesen sensationellen Kauf, dann platzten die ersten Nähte. Grenzenlose Wut übermannte mich, und kurz entschlossen suchte ich in den alten, verwinkelten Gassen, die sich einander sehr ähnlich sahen, nach dem Geschäft, um den Händler zu steinigen. Tatsächlich fand ich den Laden wieder, nur – ein kleiner Junge hütete nun die Schätze, der Besitzer hatte sich abgesetzt. Ich redete nicht lange mit diesem Burschen, und er merkte schnell, das ich in meinem Ärger zu allem fähig war, nähte die Löcher mit abfälligem

Blick wieder zu und versicherte mich meiner Herzlosigkeit, das ich für diese Arbeit keine Bakschisch geben wollte. Schließlich hatte er mit dem Deal nicht das Geringste zu tun. Einen weiteren Tag behandelte ich als stolzer Besitzer diese Jacke wie ein Heiligtum, ehe ich mich entschloss, sie als Gebrauchsgegenstand zu betrachten.

Einen wunderschönen Tag bescherte mir die Besteigung eines der Berggipfel, die Kabul umschließen und von denen man nicht nur über die ganze Stadt blicken kann, mit Miniaturaussicht auf kleine Straßen, Häuser und winzige Menschen, sondern auch die Sicht auf weite, unbewohnte Täler genießen kann. Außerdem sieht man in der Ferne den Kabul -fluss. Ich dachte daran, welche erhebendes Gefühl es für die Eroberer früherer Zeiten gewesen sein musste, auf einem dieser Gipfel in die Endlosigkeit zu blicken und behaupten zu können, ohne dabei Schwindelgefühle zu bekommen: „Dieses ganze Land gehört jetzt mir!“ Aber dieser Gedanke verschönert nicht die Sicht, und der Reiz, die Faszination dieser Hochgebirgswelt schlug mich auch in ihren Bann, gehörte mir, fesselte meinen Blick, und es dauerte ein wenig, bis ich mich frei genug fühlte, um weiterzuziehen.

Reist man von Kabul weiter Richtung Ostasien, bietet sich nur der berühmte Khaiber Pass an, um nach Peshawar in Pakistan zu gelangen. Die pakistanische Regierung unterhält auf dieser Strecke eine Buslinie, und da der Bus für die nächsten zwei Tage ausgebucht war, kaufte ich die Fahrkarten für Ken, der inzwischen wieder zu uns gestoßen war, und meine Wenigkeit drei Tage im Voraus. Am Abend vor unserer Abreise informierten uns Alexander und Beverly, dass auch sie am nächsten Tag über den Khaiber Pass fahren wollten. „Entsetzlich. Das wird kaum möglich sein, ihr müsst Euch die Fahrkarten im Voraus kaufen, der Bus ist immer ausgebucht“ belehrte ich die Beiden in ehrlichem Bedauern, denn wir waren uns schon alle ein bisschen ans Herz gewachsen. Doch Alexander wanderte zum Reisemanager, erzählte ihm eine ergreifende Geschichte und am nächsten Morgen um sechs Uhr saßen die beiden auf den besten Plätzen des Busses, direkt neben dem Fahrer.

Es war eine wunderbare Fahrt. Vorbei an prachtvollen Villen mit

phantastischen Gärten, mitten im europäischen Winter, vorbei an Orangenfeldern und Bananenplantagen, durch Schluchten und Täler fuhren wir und gelangten um neun Uhr in einen sehr lebendigen Ort. Eine halbstündige Rast stand auf dem Programm, wie mir der Fahrer durch Handzeichen bedeutete. Vom Balkon eines Restaurants, dessen plärrende orientalische Helltonmusik aus überbeanspruchten Boxen unsere Reisreisemahlzeit und den Tee würzte, blickten wir auf das Treiben des Basars hinab und auf einen Verkehrspolizisten, der sich darüber amüsierte, dass die Verkehrsteilnehmer seine Anweisungen missachteten. Beverly konnte mit dem Lachen nicht aufhören, als ich ihr den Mann zeigte. Die Ordnungshüter in Afghanistan, die es noch gar nicht so lange gibt, sind so menschenfreundlich, das man Ihnen auf offener Straßedie Uniform putzen könnte, ohne das jemand auf den Gedanken käme, man wolle sie der Lächerlichkeit preisgeben. Ihre Gesichter würden lediglich vor Freude aufflackern.

Dann ging es weiter zur pakistanischen Grenze. Ich sollte die härteste Gepäckkontrolle meines Lebens überstehen. Alle mussten ihr Gepäck vom Dach des Busses holen, damit zum Zollhaus schlendern und es nach erfolgter Inspektion wieder aufs Dach hieven. Ich staunte über meine Reisegefährten, die sich drängelnd, schubsend und nach Luft ringend, mit unentgeltlichem Eifer zum etwa 200 Meter entfernten Zollhaus vorkämpften, um ihre Rucksäcke auf – und zuzuschnüren. Danach gingen sie den gleichen Pfad wieder zurück. Es gab keine Passagier – sprich Namensliste, und niemand schaute nach, wer oder was sich im Bus noch so versteckte. Das war mir zu dumm, ich blieb im Bus sitzen und ließ Gepäck einfach Gepäck sein. Obwohl ich nichts zu verbergen hatte, freute ich mich diebisch des Erfolgs über sture, starre und gebieterische Bürokratie. Außerdem war ich zu stoned und hatte keinen Bock auf Stress.

Gleich hinter der Grenze beginnt der Khaiber Pass, 50 km lang und 1030 Meter hoch.

Die Fahrt bietet einen grauenvoll schönen Blick auf abgrundtiefe, geröllüberhäufte Schluchten, und auf entsetzlich hohe, spitze und

urbewachsene Gipfel. In angetörnter Gelassenheit jubelten die Freaks auf den hinteren Plätzen des Busses über dieses Naturwunder. OOoooh, yeah, wooh, booboooh, huiii, pussiuihh, ouiouiuh, boobiewoogei – das waren wohl Imitationen von Naturlauten. Ein paar Deutsche hingegen spielten apathisch Skat: 18-20-36 – wir nahmen an Höhe zu. Durch Tunnel, vorbei an einer in Fels gehauenen Festung, und die fünf Meter breiten, auf Waghalsigkeit gebauten Serpentinafen wurden nach und nach größer. Tatsächlich erreichten wir um sechs Uhr Peshawar und waren somit in Pakistan, dem Land, in dem ich mich so kurz wie möglich aufhalten wollte. Dieser Plan aber wurde schon in Peshawar vereitelt.

Die Gelegenheit, mit dem 19 Uhr Nachtbus nach Lahore weiterzuziehen, ließ ich ungenutzt verstreichen, da Alexander und Beverly zu speisen wünschten, und aus Treue zu diesen beiden Freunden begleitete ich sie, aß mit Ihnen und erst um 21 Uhr bestiegen wir einen Nachtbus nach Lahore.

Verständlicherweise fühlten wir uns müde, denn die Strecke Kabul-Peshawar war kein Honiglecken gewesen, so dass ich mich über den fast leeren Bus nicht nur wunderte, sondern überschwänglich freute und mir eine Sitzbank für 3 Personen, schwach gepolstert, als Schlafplatz herrichtete. Der Fahrer jedoch kannte ein Gegenmittel gegen sich senkende Augenlider. Er jagte über Schlaglöcher und Bordsteinkanten a la Rolf Stommelen auf Afrikasafari, überforderte die Lautsprecherboxen mit plärrender Musik und aufgrund einiger Wackelkontakte, die sich in die Elektrik des Busses eingeschlichen hatten, brachte er gleichzeitig eine ganz passable Lichtorgel zuwege, mit bunten Lichtern! Ein unvergessliches Erlebnis, bis wir morgens um sechs Uhr den vor Menschen und Bussen überquellenden Busbahnhof von Lahore erreichten. Der Fahrer ging auf uns zu und lud uns zum caras (Haschischrauchen) ein, so dass wir gar nicht erst ausstiegen. In einem unbedachten Augenblick aber drehte sich mein Kopf und ich konnte durchs Rückfenster beobachten, wie man mein Gepäck vom Dach holte. In jähem Entsetzen jagte ich hinaus, entriss meinen Rucksack diebischen Händen, nahm ihn unter die Arme und meine

Füße standen gerade wieder auf dem Trittbrett des Busses, als er sich auch schon in Bewegung setzte. Nach 200 Metern stoppte der Fahrer im Schutz einer Seitengasse, wo unser intimes caravans – Beisammensein unter breiten Bäumen stattfinden sollte. Aber in Anbetracht der Rettung meines Gepäcks stürzten nun Alexander und Beverly hinaus, um nach ihrem Gepäck zu sehen, und siehe da – es war – na? Es war und blieb verschwunden. Ohne den verdienten Erfolg eilten wir Drei zum Bahnhof zurück, doch die Klamotten waren bereits im Dunkel des Schwarzmarkts untergetaucht. Zum Glück trägt man Geld und Papiere meist am Körper mit sich, sodass dieser Verlust zwar schmerzlich war für Alexander und Beverle, aber nicht folgenschwer. Ich wollte die beiden trösten und spendierte Ihnen ein Frühstück – Tee mit Plätzchen, etwas Anderes gab es nicht. Wir saßen auf einer wackligen Holzbank, blickten auf den Ort des Unglücks und konnten uns neugieriger Pakistanis nicht erwehren. Als diese Menschen von dem frevelhaften Diebstahl erfuhren, konnten sie ihre Tränen kaum zurückhalten. „There is no business like showbusiness“ wütete es in meinem Hirn, denn dass das ganze Gesindel hier von derartigen zapp-zarapp Machenschaften profitierte, war jedem klar. Also blieb es mir nicht erspart, noch höllischer auf mein Gepäck zu achten.

Mit der resigniert anmutenden, aber in diesen Ländern einzig richtigen Einstellung „was weg ist ist weg“ gaben sich die beiden dann ab und nach dem Motto „Money comes and money goes“ fuhren wir die zehn km zum einzigen geöffneten Grenzübergang zwischen Pakistan und Indien: „Varga border“.

Dort angekommen, war es noch zu früh, um die Grenze zu überqueren. Ein kleiner Bach mit klarem, durchsichtigen Wasser, etwa 100 Meter neben der Grenze, der in einen kleinen See mündete, bot uns einen angenehmen Zeitvertreib. Wir zogen uns aus, badeten und wuschen uns an diesem, wie man in unseren Breitengraden ausrufen würde, herrlichen Sommermorgen, und baumelten anschließend mit unseren Füßen im Wasser. Es war ein wunderbar warmer erster Dezember, friedfertig ruhten unsere Augenpaare auf den sanften Wellen des Sees, während vor uns Bauern und heilige Kühe arbeiteten. Um 9:30 wurden

die Schlagbäume hochgezogen.

Mit geringfügiger Verzögerung, da irgendein verkalkter Unogreis mit Limousine ankam und uns natürlich vorgezogen wurde, fertigten uns die pakistanischen Grenzer ab und dann durchschritten wir auf einem 100 Meter langen Pfad den ersten Botanischen Garten der Exotik! Am Ende dieses wunderschönen Weges saßen drei Inder an einem Tisch vor einem hübschen Zollhaus, die sich als Zöllner entpuppten und uns bereits lächelnd erwarteten. Wir begrüßten uns und ich gab einem von Ihnen meinen Pass, einen deutschen Reisepass.

„Aus welchem Land kommen Sie?“ fragte er mich.

„West-Deutschland“ lautete meine Antwort.

„Woher kommen Sie jetzt?“

„Aus Pakistan“ gab ich zurück

„Wohin fahren Sie?“ gab er sich wissbegierig.

„Nach Indien“ erwiderte ich freundschaftlich.

„Wie lange bleiben Sie in Indien?“ setzte er die Konversation fort.

„Ich bin auf der Durchreise nach Nepal“ antwortete ich, von seiner lachenden Miene angesteckt, und schaute ihm dabei in die Augen.

„Sie reisen zu Fuß oder mit dem Wagen?“ schalkte er fort.

Als er merkte, das ich die Ernsthaftigkeit seiner Fragen in Zweifel zog, wies er mir den Weg zur Gepäckkontrolle und verabschiedete sich, indem er sich von seinem Stuhl erhob, mir die Hand schüttelte und sich dabei verbeugte. Nach dieser Arbeit ließ er sich von einem Diener ein Glas Wasser bringen, während ein anderer Inder sein Leben damit zubrachte, mit einer Gießkanne herumzustolzieren, sie mit Wasser zu füllen und den Staub vor den Füßen der drei Zöllner anzufeuchten.

Mit einem Minibus ging's dann weiter nach Amritsar, und allein das

Gefühl, in Indien zu sein, ließ mich die unkomfortablen Reiseverhältnisse vergessen. Nach einem Essen im Bahnhofsrestaurant von Amritsar vermittelte uns ein Rikschafahrer eine Unterkunft mit matrattenbelegten Betten – unerhört weich im Vergleich zu den letzten Schlafstellen. In der Stadt selbst wimmelte es von lästigen Rikschafahrern, die mich zur Attraktion Amritsars entführen wollten, dem goldenen Tempel.

Auf dem Marmorboden des Tempels kann man kostenlos schlafen und jeder bekommt 10 Gramm heilige Süßspeise dort. Ich sah mir den Tempel an und verließ ihn tief beeindruckt. Er ist das bedeutendste Heiligtum der Sikhs, einer religiösen Gemeinschaft, deren Einwohner das Straßenbild Amritsars zieren und die man leicht daran erkennt, dass sie immer einen auf ganz spezielle Art gewickelten Turban tragen; und aufgrund der Tatsache, dass sie nie in ihrem Leben die Haare schneiden dürfen, verziern Bart – und Kotelettenzöpfe ihre Gesichter.

Der Tempel selbst ist von einem quadratischen Mauerwerk umgeben, und Eintritt erlangt man nur mit nackten, sauberen Füßen – und einem Kopftuch. Wer keines besitzt, kann sich für ein paar Rupien vor dem Tempel eins kaufen. Ich nahm mein Halstuch. Eintritt frei! Der im wahrsten Sinne des Wortes goldene Mittelpunkt ist ein drei Stockwerke hoher, nur aus dem edelsten aller Metalle erbauter Turm, der in der Mitte eines ebenfalls quadratischen, unbewegten Sees klotzt. Das Ufer bilden Marmortreppen, und die Strandpromenade, ebenfalls aus Marmor, ist mit kosmischen Figuren aus der höheren Mathematik übersät. Die Atmosphäre ist ganz allgemein wahnsinnig, durch ein aus Elfenbein geschnitztes Tor gelangt man auf einen Teppichbedeckten Marmorsteg mit goldenem Geländer zu dem erwähnten goldenen Mittelpunkt des Heiligtums. Mit jedem Schritt wird eine monotone, aufwühlende und faszinierende Tempelmusik lauter und lauter. Gurus zelebrieren diesen Sound 24 Stunden am Tag mit Tablas, Trommeln und Harmonium, während über Ihnen weiß bärtige Gurus, den Gelüsten dieser Welt entsagend, über heiligen Schriften meditieren. Im zweiten Stockwerk saßen zwei, im dritten, obersten Stockwerk einer. Ich wagte kaum, diesen Mann anzusehen, um ihn nicht in seiner Trance

zu stören, und als man mir beim Verlassen des Heiligtums auch noch 10 Gramm heilige Süßspeise aushändigte, war ich von der Würde und Großzügigkeit zutiefst beeindruckt.

Am nächsten Tag ging es weiter. Im Zug nach Delhi herrschte chronischer Platzmangel. Dann kamen vier hübsche, aber verwahrloste Bettlerjungen ins Abteil und brachten die Inder in Stimmung. Mit den typischen Instrumenten ihrer Musikgattung wie 2 Holzbretter, die man rhythmisch gegeneinanderschlägt, Waschbrettern, wenn es hoch kommt und etlichen anderen Schlaginstrumenten spielten sie die neuesten indischen Hits und brachten das Abteil buchstäblich zum Kochen. Man vergaß Hitze, Staub und Gestank und belohnte die Bettlerjungen, deren Sänger eine ungemein kräftige Stimme besaß, die so hell und rein klang, wie nur eine indische Stimme klingen kann. Neuesten Informationen zufolge räumt Staatspräsidentin Indira Gandhi mit den Bettlern in öffentlichen Verkehrsmitteln auf, um den Fahrkomfort zu erhöhen – vielleicht für die Touristen?

In Delhi selbst hielt ich mich nur auf, um mir einen Schlafplatz für den 36 Stunden Zug nach Barauni zu reservieren, 200 km von der nepalesischen Grenze entfernt. Unser Hotelmanager schockierte mich mit der Nachricht, dass ich an der Grenze kein Visum bekommen könnte, doch es war Wochenende und das nepalesische Konsulat in den nächsten 2 Tagen geschlossen. Also vertraute ich meinen eigenen Informationen, wettete mit ihm um 500 Rupien und verabschiedete mich am 6.12.1974 von Alexander und Beverle, um alleine nach Barauni weiterzureisen.

Der Zug war relativ komfortabel und es gab genügend Amusement. In Indien wimmelt es an jeder Station von Imbiss-, Spielwaren-, und Kitschverkäufern, wie auch von Gestalten, die Tee und Kaffee anbieten. Diese Typen ziehen von Abteil zu Abteil und schreien mit durchdringender Stimme „Cay, Cay, Cay, Coffee“, erhaschen sie jedoch den Blick eines Ausländers, verstummen sie urplötzlich, um dann mit samtseidener Stimme zu fragen: “You want coffee, Sir?“ Bei so viel Liebenswürdigkeit fällt es dann schwer, nein zu sagen – es kostet auch

nur 20 Paisas. Nicht selten beeilen sich Zuggefährten, für den Touristen zu bezahlen, und abends nahm ich im Zug die Einladung einer indischen Familie an, mit Ihnen das Abendessen zu teilen. Infolgedessen übergab ich mich in dieser Nacht 3mal und krümmte mich vor entsetzlichen Magenschmerzen, die auf wunderbare Weise am nächsten Morgen wie weggeblasen waren. Ich schleppte mich am Bahnhof von Barauni in den nächsten Zug zur Grenzstadt Raxaul, und mit einer Geschwindigkeit von 10 Km/Std. rasten wir auf die nepalesische Grenze zu, vorbei an Palmenhainen, bunten Vögeln und hart arbeitenden Feldarbeitern.

Das Visum an der Grenze kostete 31,60 indische Rupien, ich aber besaß nur noch 30 indische Rupien. Glücklicherweise zierte ein Ring aus Afghanistan meinen rechten Zeigefinger, und der Grenzbeamte nutzte die Gelegenheit, mir dieses kostbare Exemplar für 1,60 abzuhandeln. Der Ring hatte das Doppelte gekostet, aber ich kam nach Nepal, am Fuße des Himalayas, kurz vor Mittag. Die Nepalis versicherten mir nun, die einzige Reisemöglichkeit nach Katmandu sei der sechs Uhr Bus, aber auch diesmal verließ ich mich auf anderslautende Informationen eines Freaks aus Herat, der mir empfohlen hatte, mit dem Truck von Raxaul nach Katmandu zu fahren. Um 14 Uhr hielt dann ein Truck an der „Bushaltestelle“, der nach Katmandu unterwegs war – zehn mittlerweile getauschte Rupien knöpfte man mir fürs Mitfahren ab.

Nach 30 km erreichten wir eine Kreuzung, wo 2 der insgesamt 4 Hauptverkehrsstraßen Nepals zusammentreffen. Um die Kreuzung herum standen Shops, dahinter gab es Wald und schöne Obstgärten, und die mächtigen Ausläufer des Himalayas ragten vor uns auf. Schnee sahen wir nicht, schließlich werden in diesem Land noch in 4700 Metern Höhe, in der ewigen Eisregion der Alpen also, Kartoffeln gezüchtet, und erst ab 5000 Metern Höhe kann man weiße Weihnachten feiern. Ein Saddhu, der zu einem der vielen religiösen Feste in Katmandu unterwegs war, erhöhte die Zahl der Passagiere auf zehn Personen, und wir saßen alle auf der Ladung des Lkws, auf zuckergefüllten Jutesäcken..

Es ging hinauf in die üppige, duftende Vegetation des Himalayas, über eng gewundene Serpentinaen, über kleine Brücken und schon

bald waren wir so hoch, dass unter uns alles winzig klein aussah. Gegen 18Uhr verschwand das Tageslicht, und ich begann, gegen die aufkommende Kälte anzukämpfen. Es begann damit, das ich einen warmen, blauen Pullover über mein weißes T-Shirt zog. Dann stülpte ich ein Paar Socken über meine verwitterten Füße. Gegen 19Uhr zog ich Stiefel an. Um 19:30 Uhr zog ich sie wieder aus, um meine leichte Jeans gegen eine dicke, schwarze Cordhose zu wechseln. Als die ersten Sterne über und unter uns leuchteten, und die Silhouette des Mondes sichtbar am Himmel über uns aufstieg, zog ich die Stiefel abermals aus, um mir ein paar dicke Skisocken über die Socken zu ziehen. Dann würgte ich eine enge braune Lederjacke über den blauen Pullover. Die Nepalis sahen diesen Manövern bibbernd, aber lächelnd zu, und ich verteilte die Kleidungsstücke, die ich nicht benötigte, als Leihgabe unter Ihnen aus. Nach gutem Zureden nahmen sie sie auch an. Mein Herz wurde wärmer, meine Knochen nicht. Gegen 22 Uhr war ich kaum wiederzuerkennen. Mit einem Wind – und wetterfesten Anorak incl. Kapuze, einem dicken Schal, Handschuhen und den Schlafsack als Decke nutzend sah ich aus wie Sir Hillary auf dem Gipfel des Mount Everest. Dazu blickte ich dem lächelnden Saddhu, der nur mit der Abart einer leichten, ärmellosen römischen Stola bekleidet war, in die heiter glänzenden Augen. Absoluter Wahnsinn, wie sich diese Menschen mit ihren mentalen Kräften gegen die Kälte wappnen können.

Gegen 22:30 Uhr kehrten wir in ein Gasthaus ein, aßen für umgerechnet 50 Pfennig soviel Reis mit Gemüse wie wir wollten und legten uns schlafen. Zu diesem Zweck führte uns die Wirtin in einen unbeheizten Raum, wo es kaum wärmer war als draußen. Der Saddhu bevorzugte es, mit einem anderen Reisenden auf dem LKW zu übernachten. Für einen waschechten Europäer war dieser Schlafraum eine Zumutung, denn man schlief auf dem nackten, kalten Betonfußboden, aber die Nepalis schliefen hier hustend, scherzend und frohgelaut ein.

Man kann sich das Gefühl nicht vorstellen, als am nächsten Morgen die ersten Sonnenstrahlen die Pigmente unserer Haut berührten, unser gefrorenes Blut auftauten und unsere Körper zu neuem Leben erweckten.

Wären wir nicht aufgrund der Serpentinonstruktion immer wieder in Schatten geraten – ich hätte mich in einem unaufhörlichen Rausch dem Gefühl hingeeben, neugeboren zu werden. Um zehn Uhr morgens liefen wir endlich in Katmandu ein, und ein ausgiebiges Frühstück war alles, was mir fehlte.

Katmandu

Wenn es Zufall ist, dass wir geboren werden, dann ist es auch Zufall, dass unsere Eltern unsere Eltern sind, und da wir es diesem ‚Zufall‘ zu verdanken haben, dass wir in die Schule unserer Heimatstadt gehen, so sind auch unsere Erlebnisse der Schulzeit und unsere Freunde aus der Schule Zufälle. Alles entsteht aus Zufall, und nach einer bestimmten Zeit fangen wir an, Alles erklären zu wollen und kriegen eine ganze Menge Probleme dabei, doch all unsere Gedanken, unsere Wünsche, sind die Folge des Zufalls zu leben. Diese Tatsache veranlasste mich zu der Vermutung, das Leben Zufall bedeutet, obwohl Leben aus Zufall entstanden ist. Gäbe es aber kein Leben, so gäbe es auch keine Religionen. Also Bronze an Religion, Silber an Leben und die Goldmedaille an den Zufall – Olympia im Olymp. Verdammt, keuchten meine Gedanken, ich liebe das Leben, also liebe ich den Zufall, und wenn ich den Zufall liebe, liebe ich Alles. Doch Alles ist Nichts, und nicht zu lieben bedeutet nicht zu Leben. „Freiheit ist nur ein anderes Wort dafür, dass nichts mehr zu verlieren ist“ sang Janis Joplin und starb kurz darauf. „Du bist geboren, um frei zu sein.“ Doch das ist keine Aufforderung zum Selbstmord, denn wer den Zeitpunkt seiner Geburt nicht bestimmen kann, sollte auch den seines Todes nicht selbst bestimmen. Zugegeben, auch dieser Gedanke ist nur purer Zufall, und nachdem ich das Ei des Kolumbus ein paar mal gedreht hatte, wurden meine Finger lahm und ich sagte mir: „Die Religion ist heilig, das Leben ist heilig, der Zufall ist heilig – und all das ist ein Geschenk, das man in Ehren halten soll!“

Mein Freund Wolfgang hatte keine Nachricht für mich hinterlassen, und so ging ich enttäuscht aus dem Postgebäude und machte mich auf ins Oriental Lodge, das mir mein Wettpartner und Hotelmanager aus Delhi empfohlen hatte. In einem 3-Bett-Zimmer erhielt ich ein Bett, und ich geriet sogleich in den Redeschwall einer Amerikanerin, die gerade von einem Himalaya Treck zurückgekehrt war. Ich war der erste Mensch, dem sie von diesem großartigen Erlebnis erzählte, und sie stand noch völlig

unter dem Einfluss ihres 7tägigen Trecks, den sie alleine unternommen hatte. In den schillerndsten Farben und einem überschwänglichen Herz offenbarte sie mir die Schönheiten dieses Paradieses in den Bergen, und sie besaß noch den seltsamen, irre glänzenden Blick, der die Menschen, die von Himalaya Trecks zurückkehren, auszeichnet.

Nach einer warmen Dusche entschloss ich mich zu einem Spaziergang durch die Stadt, überquerte die Straße und erlag der Versuchung, einen Pie shop mit köstlichen Torten auszuprobieren. Neben mir saß ein Däne, der ein Gemisch aus verschiedenen Getreidekörnern verzehrte und mich mit einer Predigt über den Nährwert dieser Speise überraschte. Er gab an, dass man sich allein von dieser Körnermischung monatelang ernähren könne, ohne dass der Körper an Kraft verliert, und da ich mehr darüber wissen wollte, kamen wir ins Gespräch. Er wohnte ein wenig abseits der Stadt und besaß eine verblüffende Ähnlichkeit mit meinem dänischen Reisegefährten auf der Strecke Salzburg – Istanbul, und tatsächlich stellte sich heraus dass es sein Bruder war. Fassungslos ob dieses Zufalls, schlossen wir Freundschaft und bestellten zur Feier des Tages, und dieser besonderen Stunde, Kaffee und Tee. Mit Kuchen! Danach gingen wir ein Bier trinken und letztlich lud er mich zu sich in sein Haus ein:

Im Süden und Westen verloren vereinzelte Lichter, durch die tiefdunkle Nacht mit ihren schwarzen Bäumen und gähnenden Berghängen, ihren schwachen Glanz, in stillem Einverständnis mit den hohen Berggipfeln im Norden und Osten, wo der mattweiße Schnee auf dem Dach der Welt in schimmernden Variationen sein Farbenspiel über der Nacht entfaltete. Ab und an tönten mächtige Glockenschläge durch das Tal, die durch die kalte Höhenluft den Katmandu Sound bekamen. Auf dem Weg zu dem Haus des Dänen hatten wir die alten Gassen und Restaurants aus dunklem Holz, in deren Räumen früher die alten Hippies gelebt hatten, passiert, doch heute sind davon nur noch die frohen und einladenden Namen geblieben, und in den für die Touristen eingerichteten Restaurants zieren Schilder mit der Inschrift: „no smoking Haschisch“ die Wände. Auch der Däne sprach davon, Katmandu zu

verlassen, zusammen mit seiner Freundin, die jetzt, wo wir sein Haus erreicht hatten, mit uns zusammenhockte und Tee zubereitete. Ich erfuhr, das die beiden vorhatten, sich nach Ceylon durchzuschlagen, notfalls zu Fuß und ohne Geld. Natürlich stiegen Einwände in mir auf gegen ein solch gewagtes Vorhaben, aber je weiter man nach Asien kommt, desto öfter hört man, dass alles möglich ist, und überflüssiger Pessimismus, überlegte ich, hilft bestimmt nicht weiter. Die Beiden hatten eine sehr religiöse Weltanschauung, und es lag insofern nahe, mit Saddhus, besitzlosen Wanderern, zu ziehen, die sich bestimmten, religiösen Regeln unterwerfen.

Tags darauf, nach einem spätabendlichen Restaurantbesuch, ging ich durch die Gassen der Altstadt, die sich andauernd kreuzten, sodass ich gar keine andere Wahl wählen konnte, als mich zu verlaufen. Dazu kam die Angst, die mich jedes Mal befällt, tappe ich in dunklen, unbekanntem und gespenstisch menschenleeren Gassen umher, und da weder Straßenlaternen noch ein Mond die schwarze Dunkelheit erhellten, wusste ich nicht einmal, ob ich im Kreis laufe und ahnte Böses, zumal die Geldsumme, die ich bei mir trug, nicht unerheblich war. Dann vervielfachte sich mein Herzschlag. Ich hörte Schritte, die immer näherkamen. Doch Katmandu ist nicht Bangkok, und die Schritte gehörten einem Nepali, der sich glücklich schätzte, mich zu meinem Hotel bringen zu dürfen. Das war nicht weit.

Nach fünf Minuten verzweifeltem Klopfen und bängem Wartens vernahm ich, wie jemand den Schlüssel in das Schloss der Hoteltür manövrierte. Der Portier, der bereits im Eingangsbereich des Hotels geschlafen hatte, entschuldigte sich lachend, das Hotel schon geschlossen zu haben. In meinem 3-Bett-Zimmer allerdings lief gerade eine Party mit internationalen Gästen, die alle viel zu erzählen hatten.

Der Reiz, die Berührung, die Faszination Katmandus schlummert in ihrer Verspieltheit, dem Lächeln und den tausend Kleinigkeiten des Tages, denen diese Stadt der hundert Feste ihre fröhliche Anmut schenkt. So geschah es in meinem bevorzugten Restaurant namens „OM“, als ich ganz in den Genuss meiner Mahlzeit versunken aß, dass

die Streichholzschachtel, die zusammen mit einer Packung Zigaretten auf dem Tisch lag, verschwand. Natürlich hatte ich noch eine Zigarette hinter mein Ohr geklemmt, was unauffällig war, da zu dieser Zeit fast alle Raucher in Katmandu dieses Ritual pflegten. Nach dem Essen nahm ich also diese Fluppe, steckte sie in den Mund und meine Augen suchten die Streichhölzer. Kaum war mir zu Bewusstsein gekommen, das sie weg waren, erschien auch der 12jährige Kellner, über das ganze Gesicht breit grinsend, entzündete auf magische Weise ein Streichholz und gab mir die Schachtel Zigaretten zurück – in unversehrtem Zustand versteht sich. Die Grenzen zwischen Unverschämtheit und Verspieltheit begannen mich zu fesseln.

Oder dies: Zuerst hatte ich mich oft über die Lebensmittel – und Süßwarenhändler, die sich im Touristenghetto Freak Street niedergelassen hatten, geärgert, weil sie unverschämte Preise forderten und nicht feilschten. Eines Abends stand ich vor einem dieser Läden und brannte darauf, meinen Hunger auf ein Stück Kuchen zu besänftigen, doch der Griff zum Portemonnaie war ein Griff ins Leere. Der Verkäufer notierte das blitzschnell und las mir meinen Wunsch von den Augen ab, denn obwohl ein großes Pappschild mit der Aufschrift: “No credit“ die Kasse zierte, fragte er mich amüsiert, ob ich Kredit benötige. Nur der Stimme meines unruhigen Gewissens hatte er es am nächsten Tag zu verdanken, dass ich noch mal bei ihm vorbeikam, um den gewährten Kredit zurückzuzahlen.

Etwas zum Schmunzeln gab es immer, wenn sich Chartersouristen in diese Gegend verirrtten, in der sonst nur Hippies und Einheimische verkehrten. Die Kellner pflegten die Reihenfolge der Bestellungen durcheinanderzuwerfen, ob aus Absicht oder Trottelligkeit weiß ich nicht, und das hatte dann zur Folge, das diese vornehmen, gut gekleideten Gäste oftmals länger auf die bestellten Delikatessen warten mussten als die normalen Gäste. Während dieser künstlichen Wartezeit traten dann die in Lumpen gekleideten Kinder an sie heran und fragten lachend und scherzend: “Sir, you want Haschisch? Opium? Heroin – first quality?“ Zuerst lachte man, dann lachte man peinlich berührt,

und schließlich versuchte man verzweifelt, den Jungen abzuschütteln. Irgendwann erbarmten sich die Kinder dann.

Die tausend Geschichten dieser Art, wären sie in einem Buch verewigt, könnte man von vorne bis hinten, vom Anfang bis zur Mitte oder umgekehrt lesen, um dann vielleicht zu verstehen. Diese Stadt des Lächelns um jeden Preis besitzt in jeder Strasse, in jedem Restaurant, in jedem Zimmer und jeder Ecke eine besondere Atmosphäre. Jeden Tag wird ein anderes, religiöses Fest gefeiert, und die Stadt besitzt weit über 700 Tempel.

Abends besuchte oft eine Keller Bar mit einem gewissen Pariser Touch, die aber nicht nur von französischen Weltenbummlern besucht wurde. Einer von Ihnen, marmorblaues Gesicht, glutrote Lippen, hervorstechende Nase, scheuer und zugleich stechender Blick und mit vergilbten Haaren, huschte hier jeden Abend um die gleiche Zeit hinein, trank nur heiße Schokolade, vertiefte sich in die Werke großer französischer Philosophen, von denen er auf unerklärliche Weise einige besaß, und blies ununterbrochen Rauchringe in die Luft. Seine selbstgerollten, trichterförmigen Joints drehte er dreimal im Kreis, bevor er sie weiterreichte, wobei es üblich war, alles zu teilen.

Es schien, als lese er immer nur einen Gedanken zu Ende, den kommenden Satz erratend, um sich danach der Atmosphäre des Lokals für kurze Zeit anzuvertrauen. Doch nicht nur ihm gehörte dieser Schuppen, denn jeder entwickelte hier seine ganz persönlichen Eigentümlichkeiten. Jeder zündete seine kostbaren Zigaretten auf seine eigene, verschnörkelte Art an, und ich werde nie in meinem Leben das vor Unschuld strahlende Gesicht eines Nepalis vergessen, der ohne Pause seine Kopfbewegungen dem Rhythmus der Musik anpasste. Er ließ seinen Kopf vor – und rückwärts zucken, drehte ihn nach links und rechts, drehte ihn im Kreis und beugte ihn in die Diagonale, ohne jedoch die Richtung seines Blickes auch nur andeutungsweise zu verändern. Er studierte an der Universität spielte nebenbei in einem Fußballverein, und auf meine Frage, warum er immer mit dem Kopf tanze, lachte er: "Reine Gewohnheit!" Jetzt stellen Sie sich nur eine unserer tapferen

Supermarktkassiererinnen vor, die jedes Mal nach dem Kassieren die Hände reibt und kameradschaftlich auf die Kasse schlägt, als Gymnastik am Arbeitsplatz.

Ein teils geliebter, teils gehasster Gast war ein achtjähriger Bettlerjunge, der nur hereinhüpfte, um von Touristinnen Zigaretten und Schokolade zu erhaschen und bei jeder Gelegenheit versuchte, sie mit Küssen und obszönen Berührungen zu erschrecken, woraufhin sein gleichaltriger Freund, der Barkeeper(!), die Getränke jedes Mal mit einer derartigen Wucht auf den Tisch hieb, dass sie überschwappten. Er machte in dieser Beziehung nur eine Ausnahme, und zwar bei dem Franzosen, vor dessen Büchern er einen nicht geringen Respekt wahrte. In der Stunde vor Mitternacht schlossen die Lokale alle – Polizeistunde – und die Straßen starben aus.

An einem Abend hatte ich zu viel gekiffert. Nach dem Verlassen des Lokals bekam ich eine Kreislaufschwäche und hielt mich dann etwa eine halbe Stunde an einer Laterne fest. Irgendwann war auch das nicht mehr möglich und ich sank zu Boden. Dann kam eine nepalesische Frau mit ihrem Mann auf die Strasse, die mich aufhoben und in ihr gegenüberliegendes Haus brachten. Die Geschoßhöhe lag bei 1.60 Meter, ich war 1.84 Meter groß. Aber sie verfrachteten mich auf einen Schlafplatz in ihrer engen Behausung und ich schlief dort.

An einem anderen Morgen stürmte ich in die deutsche Botschaft, trat vor den Tisch der einheimischen Sekretärin und fragte: „Wo ist Mr. Kienzle?“ Ich hatte den Mann noch nie zuvor gesehen, wusste nur seinen Namen und dass er irgendwo in dieser Zwei-Millionenstadt lebte, denn er war ein Bekannter meines Onkels aus Deutschland.

„Er ist auf seiner Arbeitsstelle, rufen Sie ihn doch an“ erhielt ich zur Antwort. Mit all der schauspielerischen Mimik, die mir in diesem Moment noch zur Verfügung stand, versuchte ich meine grenzenlose Überraschung zu überspielen, denn eine so positive Auskunft hatte ich nie zu erhoffen gewagt. Also ließ ich mir seine Telefonnummer geben, rief an und eine halbe Stunde später fuhr er mit seinem VW – Bully vor,

um mich abzuholen – und noch mehr zu überraschen.

Ich hatte mir einen Endvierziger mit schütterem Haar, kurz geschoren, vielleicht Toupet, mit Hang zur Korpulenz, hochmütigem Gesichtsausdruck und feinem Anzug vorgestellt, doch das genaue Gegenteil stand jetzt vor mir, lächelte mich an und bat mich einzusteigen. Es dauerte etwa fünf Minuten, bis ich ihm die Erinnerung an meinen Onkel zurückgegeben hatte, doch er machte auf mich den Eindruck, als ob er auch einem vollkommen unbekanntem Landsmann willkommen geheißen hätte.

Mit Frau und Kind bewohnte er eine anmutige Villa mit allem für Katmandu erdenklichem Komfort und entschuldigte sich, dass alles so primitiv sei. Ich erfuhr, dass die einheimischen Arbeiter, deren Chef er war, nie den Ernst von Arbeit begreifen würden und das sie alles, was man Ihnen beibringt, am nächsten Tag vergessen hätten. Das religiöse Standesbewusstsein, also das Kastensystem, verbiete dem Einen, einen Schraubenzieher zu benutzen, weil die Arbeit zu primitiv ist, und dem Anderen, weil die Arbeit für ihn zu hochgestellt ist, und am Ende, fuhr Herr Kienzle etwas überspitzt fort, muss man alles selber machen und bringt nichts zuwege. Am meisten schockierte mich das Erlebnis eines seiner Bekannten, der schon jahrelang alle Gegenden der Welt bereiste und in Katmandu erstmals Montezumas Rache zu spüren bekam. Davor graute mir und „Das passiert hier jedem“, versicherte er. Seine Frau begeisterte mit der Geschichte eines Bekannten, der bei einem Unfall eine der heiligen Kühe ermordet hätte und jetzt als Lebenslänglicher hinter Gittern verdarb. Weiterhin erfuhr ich von ihren Problemen mit den hiesigen Zimmermädchen, deren Einstellung zur Arbeit unbegreiflich sei und dass die Deutschen in Katmandu alle so hilfsbereit seien. Allerdings lebe man von Amerikanern, Engländern, Franzosen und anderen Ausländern doch isoliert. Nach dem Genuss einer Flasche Whiskey, amerikanischen Zigaretten und echtem deutschen Eintopf – garantiert keimfrei – wurde der Chauffeur gerufen, um mich ins Hotel zurückzubringen.

Bei einer Verschnaufpause im Stadtgarten gesellte sich ein Nepali zu mir, ein Lehrer, der eine eintägige Busreise mit anschließendem 8stündigem Fußmarsch von Katmandu entfernt wohnte. In tiefem Mitleid für die Verdorbenheit der Großstadtmenschen erzählte er, seines Geldes beraubt worden zu sein. Jetzt wartete er auf einen Scheck seiner Familie. Abends wanderte er in seinen zerlöchernten Turnschuhen in die umliegenden Dörfer, wo es noch Sitte ist, einem Gast, zumindest für einen Tag, eine freie Mahlzeit nebst Unterkunft zu gewähren. Ich begleitete ihn 4km bis zur größten Stupa der Welt, einer Touristenattraktion sowie einem Heiligtum für die Buddhisten. Mein Verdacht, er sei so eine Art bettelnder Fremdenführer, verstärkte sich, doch er nahm kein Geld von mir an, und zu guter Letzt las er mir noch aus der Hand. Allerdings sehr amateurhaft. Außerdem rettete er mich davor, die Stupa mit einem Touristenbus für fünf \$ zu besuchen, und zeigte mir die öffentliche Bushaltestelle, wo der Bus in die Stadt nur 50 Paise kostete. Ist freilich nicht ganz so komfortabel. Obwohl es unerklärlich bleibt, warum ihn seine hier lebenden Freunde aus der Studienzeit in Katmandu nicht aus der Patsche halfen, glaubte ich ihm alles, und er malte eine düstere Zukunft für sein Heimatdorf, das durch eine bereits begonnene Hauptverkehrsstraße sehr bald mit der Zivilisation in Berührung kommen würde. Es kämen dann Autos, Tankstellen, man benötigte fremde Hilfe, Geldgier würde die Menschen packen, und die Jugendlichen würden die alten Traditionen vergessen wie in Katmandu, wo sich schon heute Diebe aufhalten. Armes Nepal!

Beim Besuch der Swayamba Stupa, dem Affentempel, empfahl sich mir ein weiterer Nepali. Es kostet Puste, an Bettlern und heiligen Affen vorbei hier heraufzusteigen, vielleicht liegt es an der Höhenluft, immerhin liegt Katmandu 1500 Meter über dem Meeresspiegel. Fröhlich spielt sich das heilige Leben hier ab, doch die Touristen und andere Unwissende wie ich zum Beispiel kommen nachmittags. So erspähte mich ein nepalesischer Arzt, der mir meine Nationalität am äußeren Erscheinungsbild ablas und eine Anstellung als Arzt in Deutschland suchte. Bevor er jedoch damit herausrückte, versuchte er mich mit Ganja (Marihuana) zu korrumpieren sowie mit geheimnisvollen,

interessanten Geschichten, denn er war sich vollkommen sicher, dass ich ihm bei seiner Arbeitssuche behilflich sein könnte. Auf jeden Fall war er innerhalb einer halben Stunde mein bester Freund, und wäre er nicht an einen einfachen Vagabunden geraten, ich hätte ihm gleich ein Anfangsgehalt von 15 000 DM garantiert. Er selbst verdiente eigenen Angaben zufolge knapp 400 DM im Monat.

Bei einem Besuch im Nationalmuseum lernte ich einen Nepali kennen, der mich erst um eine Zigarette bat und dann durchs Museum führte. Er machte mich mit der Bedeutung der religiösen Statuen und Abbildungen vertraut, die das Museum ausschließlich beherbergt, und beantwortete mir all meine Fragen. Ohne diese grundlegenden Kenntnisse hätte mein weiterer Indienaufenthalt zu einem Debakel ausarten können, denn die Wurzeln indischen Lebens sind in der Religion verankert, und in fast jedem Gebäude in Indien hängen irgendwelche Bilder von Shiva, Krishna oder Rama. Nach zwei Stunden hatte ich alles gesehen und nun erklärte mein netter Führer, dass ich ihm zu Tee und etwas zu Essen einladen dürfe.

Ohne eine Nachricht von meinem Freund Wolfgang, den ich ja eigentlich hier in Katmandu treffen wollte, verließ ich kurz nach dem Dezembervollmond Katmandu, das mittlerweile eine Stadt hustender Menschen mit geröteten Augen geworden war. Dagegen hilft nur Sonne und Meer vollkommen, sagte ich mir, und so folgte ich den Freaks zu ihrem El Dorado Goa. Ohne eine Ahnung zu besitzen, wie es an diesem tropischen Strand aussehen könnte, fühlte ich mich angezogen, denn alle wollten nach Goa.

Reise nach Goa

In Nepal ist Haschischrauchen erlaubt. In Indien ist es illegal, sodass ich mir einen Grenzübertritt mit langen Wartezeiten und scharfen Gepäckkontrollen versprach. Doch nichts dergleichen geschah. Hunderte von passlosen Indern und Nepalis spazierten über die Grenze, ohne gestört zu werden, Rikschafahrer radelten nur diese Strecke hin und zurück und lediglich wir Ausländer störten die schlaftrunkenen Zöllner, füllten konfuse Formulare aus und bekamen dafür Stempel in die ohnehin überfüllten Reisepässe.

Die Zugfahrt durch den indischen Bundesstaat Uttar Pradesh verlief ruhig, ich gewöhnte mich an das Bild von Bächen und Teichen, wo gedankenverlorene Inder hockten und das taten, was bei uns nur Hunden und anderen Tieren in der Öffentlichkeit erlaubt ist.

Am Bahnhof von Allahabad, das bereits im nächsten Bundesstaat liegt, lehnte ich erschöpft und müde im Fenster, schaute durch die rostbraun gestrichenen, waagerechten Gitterstäbe des Zugfensters auf das Treiben des Bahnhofs und wartete auf Tee. Zwei mit antiken Gewehren beladene Uniformierte schlichen lächelnd am Zug entlang; sie erinnerten mich an zwei Kinder, die Polizist spielen, und da ich Kinder liebe, lächelte ich auch oder grinste, als sie direkt auf mich zukamen. Augenscheinlich sahen sie in mir den Prototyp eines verhaschten Rauschgifthändlers.

„Kontrollieren Sie Ihr Gepäck, bitte.“ Ich horchte auf.

„Was ist los?“ beehrte ich zu wissen.

„Wo ist Ihr Gepäck?“

„Der Rucksack da ist mein Gepäck.“ antwortete ich.

„Kontrollieren Sie es!“ wurde mir beföhlen.

„Es ist in Ordnung:“ versuchte ich Sie zu überzeugen.

„Kontrollieren Sie es sofort,“ bebte nun einer der beiden aufgebracht.

Bevor Sie mir nun ihre antiken Feuerwaffen unter die Nase hielten, erhob ich mich in Windeseile, schlug dreimal auf den verstaubten, roten Rucksack und sprach im Brustton der Überzeugung: „Es ist in Ordnung.“

Damit gaben sich die beiden zufrieden, was mir bis heute noch unverständlich ist. Vielleicht wollten sie mich nur kennenlernen! Sollten Sie, geneigter Leser, das für unmöglich halten, sei Ihnen folgende Anekdote von der Prahlucht sprachgewandter Inder erzählt, die ich ebenfalls gleich ins Deutsche übersetze.

Ein Inder fragt mich: „Woher kommst Du?“

Meine Antwort: „Das Telefon schellt!“

„Wie heißt Du?“

Ich sage: „Rote Apfeltasche.“

„Wie alt bist Du?“

Antwort: „Honig.“

Zum Abschluss: „Thank you“

Es gibt in Indien tatsächlich Leute, die nur diese drei Fragen auswendig gelernt haben, und dann jeden Hippie, denn vor Hippies haben Sie keinen Respekt, mit diesen drei Fragen bestürmen, nur um vor Ihren Kumpels ihre Bildung zu beweisen. Die Antworten verstehen Sie nicht. Sie lachen nur, und hätte ich das nicht selbst miterlebt, ich würde es nicht für möglich halten.

Am 24. Dezember saß ich als einziger Ausländer im Zug nach Bombay, wobei mir die morgendliche Bootsfahrt auf dem Ganges noch im Gedächtnis spukte. Ich hatte sechs Stunden Aufenthalt in Benares gehabt, seit 1960 Varanasi genannt, und die Gelegenheit genutzt, mit einem australischen Reisegefährten zu den heiligen Stätten vorzudringen. Uns fielen gleich die Augen aus, als wir zunächst die

Waschungen an den Treppen des Ganges beobachteten. Nagelneue, saubere Sarees wurden in der dreckigen Brühe des heiligen Flusses gewaschen, und sahen danach gleich ein Jahrzehnt älter aus. Inderinnen, die mir bislang nur durch ihr keusches, zurückhaltendes Wesen aufgefallen waren, badeten nackt, genau wie die Männer neben Ihnen, und vollführten dabei in tiefster Versunkenheit Zeremonien, die an mystischen Wahnsinn grenzten. Schließlich engagierten wir einen „Gondolieri“, und während auf der einen Seite des Ganges Menschengewimmel, alte Bauten und Toten Verbrennungen zu sehen wie auch Musik zu vernehmen war, erhob sich am anderen Ufer, in einer völlig menschenleeren, unberührten und Zeitalter entfernten Landschaft, die Sonne. Glutrot und majestätisch. Dieser Anblick war so unbegreiflich und faszinierend zugleich, dass ich an die sieben Weltwunder dachte, an die Öffnung des roten Meeres, als Moses die Juden aus Ägypten führte, an eine Prozession mit geschmückten Elefanten auf der Autobahn und nicht mehr an den Gondolieri, der nur im Boot saß und statt zu rudern eine Zigarette rauchte. Der Australier war mit seinen Gedanken auch woanders, und als ich den Bootsmann darauf aufmerksam machte, dass er doch rudern solle, erzählte er dass wir gerade an einem Haus vorbeikämen, in dem Leprakranke wohnen, die natürlich auch im Wasser baden. Kurz vorher hatte ich meine Hand im heiligen Wasser baumeln lassen! Der Schock saß mir in den Gliedern und die Ruder hingen weiterhin bewegungslos am Bootsrand. Beim nächsten Versuch, dem Abhilfe zu verschaffen, versuchte der Bootsmann oder Gondolieri oder wie auch immer man ihn nennen mag, uns zum Kauf eines Sarees zu bewegen. Er kannte da ein sehr gutes Geschäft, und es wäre eine einmalige Gelegenheit, versicherte er uns. Auch eine Sitar, neben Sarees begehrtester Einkaufsartikel in Varanasi, konnte er uns besorgen. So ging das eine Stunde lang, und wir hatten am Ende eine Strecke zurückgelegt, die Armin Hary in zehn Sekunden lief. Trotzdem war es ein echtes Erlebnis, denn was 100 Meter Gangesufer den Augen und dem Empfinden bieten, bietet keine Reise in unseren Breitengraden.

An sich wollte ich mit dem Fahrrad von Varanasi nach Bombay radeln,

kaufte mir dann aber aufgrund des schier unerschwinglichen Preises für Zweiräder eine Zugfahrkarte, und je mehr wir uns Bombay näherten, desto glücklicher machte mich diese Entscheidung. Es wurde heißer und verdorrter, sodass ich nahe daran war, aufs Zugdach zu klettern, um wenigstens vom Fahrtwind gekühlt zu werden. Nur die Angst ums Gepäck vereitelte diese Idee.

Endlich erreichten wir abends das Hollywood Indiens, und nach langer, mühseliger Suche fand sich eine Bleibe gegenüber des weltberühmten Taj Mahal Hotelpalasts. Nach einer kalten Dusche hatte ich die Anstrengungen der Reise hinweggespült und schlenderte in der wohligh abgekühlten Luft die Strandpromenade entlang, wo alte, bärtige Männer Touristen auf dem Marmorboden der Promenade massieren, wo delikate Fruitsalads und gebrannte Erdnüsse feilgeboten werden und die High Society der Filmwelt den Kameras indischer Reisegesellschaften ausgeliefert ist. Dann kam ein versnobt gekleideter Jugendlicher auf mich zu und bot mir von Rauschgift bis zu Frauen alle Genüsse des Lebens zum Kauf. Seine undurchsichtigen Angebote fanden bei mir wenig Anklang, und letztlich saßen wir mit zwei seiner Arbeitskollegen auf einer Bank und tranken Wein. Sie erzählten mir, wie Sie mit ihren verlockenden Angeboten Fremde übers Ohr hauen und sie wohnten ausgerechnet in einem Haus, dessen Adresse irgendein Schotte in meinem Adressbuch verewigt hatte.

Die Nacht endete damit, dass ein sehr ordentlich gekleideter End Dreißiger mir einen traumhaften Wechselkurs meine DM anbot. Nun war ich reichlich gewarnt worden, dass man sich vor Falschgeld hüten muss, und so prüfte ich die Echtheit seiner Scheine, indem ich einen davon in einem Restaurant wechselte – ohne die geringsten Schwierigkeiten. Also wiegte ich mich in Sicherheit, gab ihm 200, – DM und er blätterte mir langsam 960 Rupien auf die Hand. Ich hatte das Geld schon nachgezählt, als plötzlich ein Polizist vor mir stand und fragte.

„Was machen Sie hier?“

„Nichts, wir sind gute Freunde und scherzen ein wenig,“ antwortete ich

gelassen.

Das war der Moment für meinen Partner, das Weite zu suchen. Überflüssigerweise allerdings, denn es gab keine Schwierigkeiten mit dem Polizisten. Insofern mutet es mich heute noch seltsam an – manchmal meine ich, es muss ein Raubdelikt überirdischer Götter vorliegen – dass sich am Abend im Hotel nur noch 260 statt 960 Rupien in meiner Geldbörse befanden, obwohl ich nach dem Tausch sofort den Weg zum Hotel einschlug, ohne mein Portemonnaie noch einmal anzurühren.

Eine schöne Summe Geld, die ich da verloren hatte, aber immer noch konnte ich es mir leisten, Äpfel zu kaufen und die Schale aus Sicherheitsgründen abzuschälen. Ich warf sie dann aufs Pflaster, und schon stürzten zwei Slumkinder herbei, die die Schale von dem dreckigen Pflaster aufhoben und hungrig ins Maul schoben. Fortan warf ich die Schale nicht mehr weg, sondern beschenkte damit hungrige Menschen.

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen entschloss ich mich voll guter Laune, den Weg zum Strand einzuschlagen, und landete nach 200 Metern nichtsahnend in einem Café, um der Hitze zu entfliehen und einen kühlen Drink zu verschlingen. Drei Tische von mir entfernt lächelte mir eine süße Inderin zu, als sich auch schon ein junger, indischer Seemann an meinen Tisch setzte, der mir auf den ersten Blick sympathisch war. Er trank Bier und ließ es sich nicht nehmen, mir auch eins zu spendieren. Aus einem wurden zwei und er erklärte mir, dass er in der letzten Nacht mit einer Frau geschlafen hätte, die ihn ein kleines Vermögen – 600 Rupien – gekostet hätte. Jetzt hatte er Angst, nach Hause zu gehen, da er seine Mutter nicht mit einer leicht durchschaubaren Lüge verärgern wollte. Die Wahrheit durfte sie auf keinen Fall erfahren. Wir fanden einen Ausweg. Er lud mich zum Sonntagsmahl zu seiner Familie ein, und meine Gegenleistung bestand darin, seiner Mutter zu versichern, wir hätten uns in der letzten Nacht kennengelernt und dann brav bis in den Morgen hinein diskutiert.

Da nach meinem Geldverlust am vorigen Abend die Devise „sparen“ lautete, nahm ich dankend an.

Er rief „Taxi“ und nach einem Kilometer fühlte ich mich wie in einer deutschen Neubausiedlung mit Eigentumswohnungen. Hier wohnte aber die indische Bourgeoisie und vor allem seine Familie. Der Fahrstuhl hielt im fünften Stock, und seine Mutter ließ keine Zweifel an meiner Glaubwürdigkeit erkennen. Im Wohnzimmer stand eine hübsche Couch mit Sesseln, kitschige Bilder hingen an Tapetenwänden, Illustrierte lagen herum, Kissen, Tischdecken – also eine ganz normale deutsche Wohnung inmitten Indiens, einem Land der totalen Gegensätze. Mein neuer Freund stülpte mir Kopfhörer über die Ohren und legte vernünftige Popmusik auf, während ein Hausdiener mich mit Alkohol versorgte. Seine Schwester fand sich ein, Stewardess bei Indian Airlines, sowie ein Onkel aus Australien, Vater, Mutter und noch eine kleine Schwester. Es gab Hühnchen, Chappathis, Curd und Gemüse – eine vortreffliche Mahlzeit. Beim Gespräch über Astrologie stellte sich heraus, dass mein Freund nicht nur im selben Sternkreiszeichen wie ich geboren war, sondern am gleichen Tag wie ich Geburtstag feierte. Da die Familie leider ein wenig astrologiesüchtig war, erhöhte das meine Beliebtheit nicht, und als ich zu erkennen gab, dass mir die Idee, irgendwo am Strand in der freien Natur zu schlafen, nicht im Geringsten widerwärtig sei, wurde aus kühler Zurückhaltung eisiges Schweigen. Nur Raji, mein neuer Freund, fand das toll, und wir verließen die Wohnung. Schnell ward ein Taxi gefunden und wir steuerten in eine Filmbar.

Eine Tanzkapelle spielte müde Tanzmusik, Familien saßen brav in dieser Nightclub-Atmosphäre und nach ein paar Drinks war Raji so voll, das er unbedingt einen überaus korpulenten Inder, obendrein ein Wichtigtuer, zum Trinken einladen musste. Damit nahm das Unheil seinen Lauf. Es dauerte nicht lange, da maßte sich dieser Typ an, meinem Freund das Trinken zu verbieten. Er behauptete, dass Raji schon genug habe und dass sich so etwas für einen Inder nicht ziemt. Der Streit begann und erreichte seinen Höhepunkt, als dieser Herr die Drinks, die ihm bislang spendiert worden waren, selber bezahlen wollte. In dem Moment goss Raji aus Versehen einen Whiskey über das Sakko des Dicken und

bestellte sogleich eine neue Runde. Schließlich sank Raji an der Theke zusammen, ich nahm selbstlos das Geld des Dicken an mich und wir wurden schleunigst hinauskomplimentiert. Als mein Freund eine Bank erspähte, legte er sich hin und schlief berauscht.

Als die Abenddämmerung hereinbrach, hielt ich ihm die Nase zu, ein alter Trick, um Leute zu wecken. Ich verfrachtete Raji in ein Taxi, und jedes Mal, wenn der Fahrer fragte. „Links-----oder rechts?“ antwortete Raji stöhnend: „Uhhrrh“ In voller Fahrt öffnete Raji die Tür, der Fahrer stoppte geistesgegenwärtig, Raji wankte dreimal um den Wagen und stieg wieder ein, als der Fahrer ihm lachend die Tür aufhielt. Die gleiche Szene wiederholte sich noch einmal, doch diesmal verjagte die frische, abgekühlte Luft Rajis Bewusstlosigkeit, und mit dem nötigen Fingerspitzengefühl manövrierte ihn der Fahrer nach Hause. Mit dem Geld des Dicken zahlte ich das Taxi und geleitete dann meinen Freund zur Haustür. An sich wollten wir an diesem Abend mit seiner Familie ins Theater, doch daraus wurde nichts. Mit kaltem Schweiß auf der Stirn und dem Vorsatz, keinen Alkohol mehr anzurühren, taperte ich zum Hotel.

Am nächsten Tag geriet ich abermals an einen allerdings mittellosen Seemann, der mir eine andere Seite von Bombay zeigte. Er half mir beim Kauf von Sandalen im Basar, beim Geldwechseln und beschützte mich vor eine Horde wild gewordener Slumkinder. Er zeigte mir den Hafen, wo er zur Mundharmonika griff, „La Paloma“ spielte und Seemannsgarn spann. Seine Bitte, ihm Geld für eine Mahlzeit zu geben, konnte ich dann wirklich nicht mehr abschlagen. Zumindest eine vernünftige Art, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, im Gegensatz zu den Typen, die am Strand mit einer Schüssel im Sand buddelten und mir weismachen wollten, nach Gold zu suchen. Der Preis für dies edle Metall ist zwar erschreckend hoch in Indien, aber hier am Strand wurde sicher noch nie etwas gefunden.

Dann kam wieder der große Tag der Abreise. Das Ziel war jetzt Goa, ein Paradies an der Westküste Indiens, vorwiegend von Christen bevölkert, eine Folge der Zeit, als dieses Gebiet noch eine

portugiesische Überseeprovinz bildete. Seit 1961 indische Truppen dort einmarschierten, gehört es zum indischen Unionsterritorium. In der Touristenbroschüre wird damit geworben, dass die Einwohner dieses himmlischen Fleckchens seit Jahrtausenden ihre Besatzer willkommen heißen, in dem sicheren Bewusstsein, dass sie zwar kommen, aber auch wieder gehen werden. So einfach das auch klingt, es stimmt. Die schönen, gastfreundlichen Menschen haben sich seit Jahrtausenden wohl kaum verändert, für sie ist jeder Tag ein neuer Tag. Politik und Krieg sind für sie Worte aus einer anderen Welt, und wenn man nur von glücklichen Menschen umgeben ist, kann man selbst nicht unglücklich sein.

GOA

Schon die Schiffsreise von Bombay nach Goa versetzte mich in gütige Stimmung. Blaues Meer, blauer Himmel, in der Ferne Palmenstrände, ein mächtiger Sonnenuntergang auf und im Ozean, Sternenhimmel, kleine, verträumte Fischerdörfchen, deren Lichter uns gute Fahrt wünschten, eine traumhafte Morgendämmerung in seichten Farben, und als die Sonne schon warme Strahlen vom Himmel sandte, ankerten wir am Landungssteg der Hauptstadt Panjim. Ich hatte keine Ahnung, was ich jetzt tun sollte. Einen von Hippies bewohnten Strand hatte ich erwartet, doch nun sah ich nur Straßen, Bars, Geschäfte und ein Grand Hotel. So lehnte ich gedankenverloren an einer Palme und blickte auf das Treiben der Hauptstraße, als mich ein Überbleibsel aus portugiesischer Kolonialzeit zum Frühstück überredete.

So einem Burschen war ich in meinem ganzen Leben noch nicht begegnet. Er trug pechschwarze Haare bis zu den entblößten Brustwarzen, einen Bauch, als wenn er im siebten Monat schwanger wäre und hatte dabei die Beweglichkeit einer Wildkatze. Sein Mundwerk hätte selbst einen echten Berliner sprachlos werden lassen, und seine Prahlucht kannte keine Grenzen. Wir standen vor einem exklusiven Prachthotel, und er war noch ganz begeistert von der letzten Nacht, die er dort mit Champagner und bezaubernden Frauen gefeiert hatte. Wir betraten ein kleines Café, und während er der achtzehnjährigen, bildhübschen Tochter des Hauses heiße Umarmungen schenkte, würdigte er die zwölfjährige Bedienung keines Blickes. Er lobte die Käsebrötchen und die Spiegeleier in hoch jauchzenden Tönen, da sie in einwandfreiem Fett gebraten würden, verwarf den Marmeladentost aufs Innigste und hatte zu jedem Gericht dieses Lokals eine begeisternd gute oder deprimierend schlechte Propaganda parat, die er lauthals verkündete. Er stellte sich sodann bei allen anwesenden Gästen vor und erntete tosenden Beifall, als er mit todernter Miene verkündete, der erste Freak der Weltgeschichte gewesen zu sein, als er 1954 einen BMW in Deutschland kaufte, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche

damit nach Marokko fuhr, einen lebensgefährlichen Unfall baute, den schrottreifen Wagen eigenhändig reparierte und ihn in Marokko für ein Vermögen verkaufte. Dies war der erste Anstoß für den Rest der Welt, Gebrauchtwagen in ferne Länder zu verkaufen, und er konnte sich fortan neuen Ideen widmen.

Tatsächlich sprach er fließend portugiesisch, französisch, englisch und spanisch, beherrschte Brocken deutscher, holländischer und arabischer Sprache und konnte sich mit jedem Einwohner Goas perfekt verständigen. Er ließ seine Frühstücksschulden anschreiben, verließ das Lokal mit einer tiefen Verbeugung und ging mit einem Australier, einem Deutschen und mir zum Tourist Office, wo er die Dame am Informationstisch, von ihrem Anblick entzückt, mit Komplimenten überschütte, uns als Freunde vorstellte und mit schüchternem Lächeln um bevorzugte Behandlung bat, was auch sofort geschah. Nach den Infos entschlossen wir 3 Freaks uns, dem aufreibenden Stadtleben Panjims ade zu sagen und es mit einer Strandidylle zu vertauschen. Augenblicklich fiel Rui, dem ersten Freak der Welt, ein, dass er dort eine Strandvilla besaß, die seit Monaten leer stand und die er, falls wir Lust hätten, mit uns gemeinsam auf den Kopf zu stellen beabsichtigte. Welch unfassbares Glück!

Rui Braganza, ein Abkömmling des portugiesischen Königsgeschlechts, schleifte uns zunächst zur prachtvollen Villa seiner Familie! Dort angekommen, warf er uns das Familienfotoalbum vor die Füße mit der Bitte, es vorsichtig zu behandeln, und packte seine Reisetasche. Das Haus selbst war mit wertvollen, antiken Gegenständen übersät, die verstaubt und verschnörkelt wahllos herumstanden. So machte es einen reichlich unbewohnten Eindruck, aber dann erschien Ruis Mutter, musterte uns unwillig und warf Rui ein paar Schimpfworte zu. Er schaute ihr lange verständnislos in die Augen, um danach einen Scherz zum Besten zu geben, woraufhin seine Mama von der Bildfläche verschwand. Nach einer viertel Stunde gab er mit einer unnachahmlichen, flotten Armbewegung aus der Schulter heraus, das Zeichen zum Abgang.

Er stürzte noch in jedes Geschäft, egal ob Textil-, Lebensmittel – oder Obstladen, wo er entweder Schulden hatte oder noch Geld bekam, und verabschiedete sich mit rührenden Umarmungen von seinen Freunden. Wir erreichten eine Bar, wo er noch ein intimes Gespräch mit dem Besitzer zu führen hatte, und gingen dann weiter bis zu einem Meeresarm, wo uns ein Fährmann übersetzte. Wir hatten keine andere Wahl, als für Rui die Überfahrt zu zahlen. Auf der anderen Meeresarmseite angekommen, verschwand unser Freund erstmal in einem Haus auf einen Drink, plauderte und flirtete, was wir durch die Fenster, die in Goa tagsüber immer geöffnet sind, leicht erkennen konnten. Derweil beobachteten wir einige Goaner, die eine Art Finger – Poolbillard mit Damesteinen spielten.

Dann ging's weiter mit dem Bus zum Strand, und irgendwie verstand es Rui, den Busfahrer von der Sinnlosigkeit einer Fahrkarte zu überzeugen. Er fuhr als einziger ohne zu zahlen. Vorbei an blühenden Obstgärten, farbenprächtigen Pflanzen, Reisfeldern und verträumten Bächen ging die Fahrt, und dank der Hitze standen alle Fenster und Türen des klapprigen Busses sperrangelweit offen. Doch alle starrten auf Rui, der die hübschen, jungen Fotomodelle im Bus bequatschte; alten, verrunzelten Frauen verliebte Blicke zuwarf und die hübschen, treu aussehenden Männer mit ihren in Kokosnussöl eingelegten Haaren entsetzte.

Endlich, nach einer halben Stunde, erreichten wir Calangute Beach. Leider war das mit seiner Villa ein Gerücht, und auch die Häuser seiner Großfamilie waren alle vermietet. Wir klapperten mit Rui von Haus zu Haus durch den warmen, weichen Sand, doch ohne Erfolg. Nirgends konnte man unterkommen. Die zermürbende Mittagshitze tat derweil ihr Übriges, und endlich sanken wir erschöpft auf die Holzstühle eines Restaurants, in dem es etwas zu trinken gab. Rui pries die Besitzer dieses Restaurants als die einzigen vertrauensvollen Personen in der näheren Umgebung, doch ich hatte inzwischen schon die Nase voll von seinen Gedichten. Nach dieser Ruhepause wühlte ich mit dem Australier auf eigene Faust die Häuser ab, und nach einer Stunde, in der wir zwei

Unterkünfte wegen überhöhter Mietforderungen ablehnen mussten, fanden wir eine Wohnung. zwei Betten, ein Tisch und ein Stuhl sowie ein Liegestuhl auf der überdachten, schattenspendenden Veranda bildeten für den nächsten Monat meine Schlafstätte, denn tagsüber hielt man sich sowieso woanders auf. 180 Rupien waren ein annehmbarer Preis dafür, und ich teilte ihn mit dem Deutschen, da der Australier, mit dem ich noch Socken gegen ein Malarianetz tauschte, nur eine Nacht in Calangute blieb.

Wir hatten alles, was wir brauchten. Ein zehnminütiger Spaziergang durch Palmenhaine brachte uns zum Marktplatz, 100 Meter vom Haus entfernt standen Restaurants, Cayshops und Cooldrinkbars aus Palmblättern, und 50 Meter vor unserer Haustür rauschte das Meer. Eine phantastische Atmosphäre, immer Sonne, Wind und Meer, kilometerlanger Sandstrand, an dem immer ein einsames Plätzchen aufzustöbern war, sowie tägliche, hinreißende Sonnenuntergänge und klare, kühle Nächte, in denen man bei Neumond nichts und bei Vollmond alles erkennen konnte. Da ich, verehrter Leser, den Versuch gewagt habe, Sie in das Geheimnis des Lebens an einem tropischen Strand einzuweihen, erlauben Sie mir, eine weitere Stimmungsänderung, der jeder unterliegt, zu erwähnen.

Der trübselige Einfluss eines grauen, wolkenverhangenen Himmels ist uns nur zu gut bekannt. Wir verkriechen uns in die heimischen vier Wände, versüßen uns die Lebensunlust mit Schokolade und Pralinen, bekämpfen sie mit Fernsehen, wobei die Schönheiten der freien Natur unser Bewusstsein verlassen. Verkünden dann die Boulevardblätter nach geraumer Zeit: "Deutschland stöhnt unter der Hitzewelle" so ist das gleichzeitig Ausdruck eines neuen Lebensgefühls. Man will raus in die Sonne, spürt neue Energie in sich und will etwas unternehmen. Alles macht plötzlich Spaß, die Eisverkäufer haben Hochsaison, Freibäder sind überfüllt, die Fensterscheiben der Autos werden heruntergekurbelt, statt grauen Anzügen trägt man weiße Hemden, man vergisst den Ärger, spürt wohlige Wärme und genießt mehr als man erledigt. Die Kinder haben hitzefrei und keine Schulaufgaben, und selbst Alkoholiker vertauschen ab und an verräucherte Kneipen mit grüner Natur. Alles in

Allem, das Leben wird leichter und selbst pflichtbewussten Arbeitern kommt vielleicht der Gedanke, dass Arbeitsunlust etwas ganz Normales sein könnte. Diesem bei uns äußerst seltenen Einfluss ist man in Goa jeden Tag ausgesetzt, und nach einiger Zeit hat man die Erinnerung an mieses Wetter verloren.

Sie verstehen, lieber Leser, ich lebte mich hier in eine andere Welt ein.

Falls Sie schon am Packen sind, muss ich sie jedoch warnen, denn der kleine Preis für dieses Leben ist der Verzicht auf Komfort, Diskotheken, Fernsehen, Kino, Theater, auf Insektenvertilgungsmittel und auf das Vorrecht, seinen Ärger an Untergebenen auszulassen sowie auf Selbstbestätigung, denn das Wort Leistung habe ich hier nie gehört. Allen faulenznerischen und kreativen Maßnahmen wird hier freundlichste Gleichgültigkeit entgegengebracht, und gut ist, was Dir gefällt.

Nicht so gut hingegen war der Gesundheitszustand meines Zimmergenossen, somit Freundes, den eine leichte Magenverstimmung plagte, und deshalb machte ich mich am Nachmittag des 31.12.1974 allein auf den Weg zu einem Ort, dessen Namen ich nur mit andächtiger Begeisterung erwähne, um die Jahreswende zu feiern. Zuerst trugen mich die Füße 3km weit am Strand entlang, ehe ich zu einem Fluss kam, den man entweder mit einem Fährmann überquerte oder aber wie ich bei Ebbe durchwatete. Als bald erklimmte ich ein Riff mit wilder Vegetation und schmalen Pfaden. Vor mir bahnte sich ein Israeli den Weg, der auch nach Arjuna Beach wollte, um bei der Party dabei zu sein. Ich holte ihn ein, wir machten uns miteinander bekannt und rasteten, um das einzigartige Panorama von der Spitze des Riffs zu bestaunen. Zuletzt kam der Abstieg zu dem in einer ein km langen Bucht gelegenen Sandstrand, dessen Anblick alles bisher Gesehene überbot und der von unbeschreiblicher Schönheit ist.

Eine fast überirdische Ruhe überkam mich, und während die Menschen am Strand die Stunden des Tages in paradiesischer Nacktheit vorüberziehen ließen, sah ich in geringer Ferne auf einem Riff eine

Versammlung, bei der der tote Körper einer Frau, welche bei der Geburt ihres Kindes gestorben war, dem Feuer anheimgegeben wurde. So war es üblich in Arjuna.

Vierzig Meter vom Meeresufer entfernt endete der Sandstrand und ging über in natürliches, rötliches Gestein. Dieses bildete den Untergrund des von Palmen bewachsenen Bodens, zog sich 500 Meter ins Landesinnere und stieg dann sanft an. Die Kokosnusspalmen waren etwa schosshoch und standen in Abständen von drei bis fünf Metern nebeneinander, ohne dass sie groß Schatten spendeten. Nur an einer Stelle der Bucht schob sich der feine Sandstrand halbkreisförmig gut 20 Meter weiter ins Land hinein, und unterbrach somit den steinigen Untergrund. Hier, 60 Meter vom Strand entfernt, stand eine Bühne aus Bambuspfählen mit Palmendach, ein paar Freaks bastelten gerade daran herum, hingen in den Pfählen und legten Leitungen fürs nächtliche Popfestival, denn es stand ein Elektrizitätswerk zur Verfügung. Nirgends in Goa spielten die Tonbänder, Kassettenrecorder und Plattenspieler ohne hin und wieder zu eiern, hier aber stand ein Generator zur Verfügung, eine unbewunderte Seltenheit. Es ging das Gerücht, der Generator samt Anlage sei bei einem Konzert von den „Who“ zurückgelassen worden, andere tippten auf Ex-Beatle George Harrison oder John McLaughlin. Ich sah darin keinen Sinn, aber man wunderte sich, und ich freute mich riesig, nach Katmandu wieder Popmusik in Stereo zu hören.

Der Israeli hatte sich mit einer Französin und ihrem Freund am Strand verabredet, und wir lagen nun mit anderen Hippies nackt am Strand in der Sonne, ließen uns von schwarz – weiß gekleideten Indern knipsen und badeten im Meer. Dann setzte der Sonnenuntergang ein. Die Landschaft wurde in gelblichrotes Licht getaucht, die Schatten der Lebendigen erwachten und Vögel kreierte Musik. Viele Vögel. Auf dem Ozean fuhren zwei Segelschiffe aufeinander zu, begegneten sich, als die Peripherie der Sonne das Meer berührte, tauchten ein in ein schillerndes Flammenmeer, und ein Fischerboot der Eingeborenen ruderte zum Strand zurück. Ein amerikanischer Millionär galoppierte auf einem weißen Afghan Schimmel auf dem heißen, gelben Sandstrand in

teuflischem Tempo, und nachdem die beiden dreimastigen Segelschiffe die Sonne passiert hatten, versank sie wie ein verglühendes, außerplanetarisches Raumschiff im tiefblauen Ozean. Es war irre, und alle Freaks beobachteten das Versinken der Sonne, dass man an nichts Anderes denken konnte. Die funkelnde Wasserwüste wurde jetzt ganz ruhig, die Wellen schlugen ans Ufer wie die eines großen Sees, warmer Meerwind durchrauschte die Palmen, und wir gingen essen in einem der Strandrestaurants. Um uns herum, in den hunderten selbstgebastelten Bambushäusern, deren Eckpfeiler zumeist vier Palmen bildeten, legte man für die Nacht der Jahreswende Kostüme an, die Bühne war schon hergerichtet, und als sich die Gesichter bereits in der Dämmerung verloren, entzündete man die ersten Feuer der Silvesterparty, der Nacht aller Nächte. Die Einheimischen nahmen die Plätze ringsherum der Partygäste ein, wo sie Tee, Banana pancakes, Biscuits, Coca-Cola und Nusskuchen anboten und die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen bewegungslos im Schneidersitz saßen, lächelten, und von den Gästen, die ans Bezahlen dachten, Geld entgegennahmen.

Die Tanzfläche vor der Bühne beleuchteten hunderte kleiner, bunter Glühbirnen, und schließlich, mitten in der knisternden Atmosphäre der Feuer, dem Rauschen des Meeres und den brodelnden Teekesseln der Einheimischen, setzte die Musik ein. „Don't you worry bout a thing“ erklang, und Platten, die ich zum ersten Mal in meinem Leben hörte und die einfach schön waren, verwöhnten meine Ohren. An jedem Feuer wurden Chiloms angezündet, und Goa wurde zu dem Ort, an dem die Meister des Universums eine Party feierten. In früheren Jahren, so hörte ich, saßen die Menschen an Feuern entlang des Strandes und spielten Gitarre und hörten zu. Heute gab es Musik aus Boxen, und dazu wurde getanzt. Die beinahe rechteckige Tanzfläche war etwa zehn Meter lang und sechs Meter breit, umgeben von kleinen, bunten Glühbirnen, die 50 cm über dem Sand baumelten, und schloss direkt an die Bühne an.

Sterne glitzerten bunt durch die dunkelgrünen Palmbögen, und Silbersterne glänzten auf den Augenwimpern der jungen Filmstars und Kostümierten. Kerzen, Feuer, Petroleumlampen und Glühbirnen

erhellten den Strand, doch über dem Ozean hing pechschwarze Nacht, wie auch das Bild des Riffs der Dunkelheit gewichen war.

Die Party, das Popfestival, das dämonische Fest der Jahreswende konnte beginnen, und an sich waren es hundert Partys, an jedem Feuer eine, und viele Festivals, denn jeder Tanz, jedes Kostüm, jedes Feuerwerk war eine Supershow. Ich erinnere mich an eine Szene aus dem Film „Der große Gatsby“, in der der Gatsby auf dem weißgetünchten Balkon steht, eine Zigarette raucht und unnahbar auf den See schaut, in dem sich der Mond spiegelt, während sich seine Gäste den Kopf zerbrechen über das Geld, mit dem er seine exklusiven Partys finanziert. Eine sicherlich immer interessante Frage und faszinierendes Gesprächsthema, der Reichtum anderer Leute, aber in dieser Nacht in Goa vollkommen überflüssig, weil Geld in dieser Nacht keine Rolle spielte. Es war alles da, was hätte benötigt werden können, und es war alles umsonst. Selbst die Einheimischen vergaßen es, wenn jemand vergaß, seinen Tee zu bezahlen. Es vergaß sich überhaupt leicht, es war das Fest der Verrückten, der Ausgeflippten, es gab keine Verhaltensregeln mehr, keine Ordnung. Nichts konnte irgendjemanden daran hindern, das zu tun, was er tun wollte, es sei denn er selbst hinderte sich daran, oder er ließ sich von den Blicken der über 300 Gäste hypnotisieren, die alle so aussahen, als verweilten sie nicht mehr auf dieser Welt. Jemand mit weißem Turban und bunter Hose wand sich pausenlos durch die Reihen, einen grünen Eimer in der einen Hand und ein zusammengerolltes Tuch in der anderen, welches brannte. Ein Mensch in normalem Zustand würde diesen Typ im ersten Moment als Idioten bezeichnen, aber er muss eine Art Zauberer gewesen sein. Sein Tuch war vielleicht zwei Meter lang, und pro Minute brannten davon etwa drei cm Stoff ab, fielen in den Eimer, wobei dieser für einen Moment hell aufleuchtete. Ich weiß nicht, warum er das machte, aber ich weiß auch nicht wie. Auf jeden Fall gibt folgende Rechnung zu denken: Drei cm/Min sind 180cm/Std und 18 Meter in Stunden. Sein zwei Meter langes Tuch aber brannte die ganze Nacht. So leicht konnte man auf dem Fest den Durchblick verlieren.

Gegen 23 Uhr betraten die in exotische Kleider gehüllten Musiker die Bühne und begannen, Live – Musik zu spielen. Was diese Band bot, ist wohl einmalig auf unserem Planeten. Schlagzeug, Bongos, E-Gitarre und Bass sorgten für einen Südseerock, der den ganzen Körper erfasste, und fast jeder ließ sein Bewusstsein tropfenweise erweitern. Acht Tropfen flüssiges LSD – absolut rein und kostenlos – wurden vor der Bühne angeboten. Ich reihte mich ein in die Reihe der Drogengläubigen. Ich öffnete den Mund, aber ich war ein Feigling und ließ nur sechs Tropfen in meinen Mund tröpfeln, was mir einen verächtlichen Blick der Messdienerin einbrachte, denn der siebte Tropfen landete so auf meinen geschlossenen Lippen und ward vergeudet.

Die Musiker spielten in Trance, und auf der Tanzfläche herrschte Ekstase. Der Strand geriet in Vibration, und süße Rauchwolken durchdrangen die würzige Meeresluft. Im silbrigen Mondschein tanzten arjunasüchtige gleich unwirklichen Feen, erscheinend nur in Nächten wie dieser, wild und berauscht, um das Geheimnis der Königin der Nacht zu verschleiern. Engelhaft und schwerelos schwebten sie ziellos in der Luft, von einem mächtigen Zauber besessen.

Ein Zirkussohn, maskiert, tanzte, indem er seinen Körper um sich selbst wand, mit einer Kopfbedeckung aus wilden, exotischen Federn und mit bemaltem Gesicht. Wenn er seine Hände beschwörend zum Himmel erhob, stieß er jedes Mal einen Schrei aus.

Am Fuße einer Palme saß unbewegt eine in weißes Tuch gehüllte Gestalt, die die ganze Zeit den Blick zu den Sternen emporrichtete. Zwischen Zeige – und Mittelfinger hielt er einen schwarzen Bleistift, dessen Ende an seinem rechten Mundwinkel klebte, und an seinem Tisch, der mit Zirkeln, Linealen und anderen mathematischen Instrumenten beschwert war, breiteten sich Unterlagen über die Bahnen der Planeten aus. Mir ist unerklärlich, wie man auf einer Party wie dieser die Ruhe zu derartigen Berechnungen bewahren konnte, aber er schien sich durch nichts aus den Planetenbahnen bringen zu lassen. Erst um Mitternacht erkannte ich, dass seine alchemistische Würde, diese eigenartige

Verkleidung als Astrologe, etwas vollkommen Anderes zu bedeuten hatte. Es war Silvester, die Nacht der Feuerwerkskörper, es war die Nacht, in der viele dem Himmel ein Feuerwerk darbrachten, die Nacht der Feuerdämonen. Es schien mir, als wetteifere man darum, wer am besten buntes Licht in den Äther jagen könne. Dabei verblassten die Glühbirnen der Tanzfläche, die Petroleumlampen der Einheimischen, die Feuer der Zuschauer; und in der ersten Sekunde des neuen Jahres stieg der Astrologe auf seinen Tisch und zerstörte mit einem noch nie erlebten Feuerwerk das Weltall. Überall um uns herum züngelten Flammen, und ein buntes Lichtermeer durchflutete die undurchsichtige Luft.

Doch die Musik spielte weiter. Der Bongospieler rief weiterhin auf den Trommeln, der Schlagzeuger zerschlug noch immer sein Schlagzeug, der Gitarrist zuckte an den Saiten, und der Bassist zupfte schon seit Stunden dasselbe Thema. Auf uns regneten bunte Steine herab, und dann explodierte wahrhaftig ein Feuerball mitten in der Menge. Panik – die Leute sprangen auf, blickten verständnislos auf den Ort der Verwüstung, und von einem anderen Feuer sprang ein unheimlich aussehender Freak auf, lief mit einem glühenden Ast in der Hand auf den unglückseligen Feuerdämonen zu und schlug ein paar Mal mit dem glühenden Ast auf dessen Rücken.

Nachdem diese Mitternachtshektik vorbei war, erhob sich ein schöner, sonnengebräunter Mann mit kleiner, zierlicher Figur, ging durch die Reihen und wünschte uns allen ein frohes, neues Jahr. Er versicherte dabei, dass dieser Wunsch von einem guten Herzen komme. Zu dieser Zeit wartete ich darauf, dass das Meer, dass sich nur 40 Meter hinter uns in der Dunkelheit versteckte und lautlos in irrem Entsetzen tobte, mit einer riesigen Woge uns verschlucken würde. Scheinbar verhinderte das der Zauber der Südsee!

Als der Morgen graute, sah ich jemanden betend im Wasser knien, stundenlang, ohne an Unterkühlung zu leiden. Nur nebelhaft erinnere ich mich der weiteren, noch erstaunlicheren Ereignisse, doch der Schleier der Unglaubwürdigkeit würde sich über weitere Berichte dieser

Art senken, die mir selbst im Nachhinein unwirklich und traumhaft erscheinen, obwohl ich weiß, dass ich mit traumtänzerischer Sicherheit gelegentlich den Platz am Feuer verließ und mich an sitzenden Leibern vorbeischlängelte, um mich mit Tee und Speisen zu stärken. Die Teestände der Einheimischen, müsste ich sie vergleichen, besaßen Ähnlichkeit mit Bars, nur dass die Barkeeper Goanerinnen waren, statt Alkohol gab es Tee und man hockte auf dem feuchten Sand statt auf Hockern. Immerhin traf man sich hier um etwas zu trinken und quatschte ein wenig. Vielfach lächelte man sich selig an und kurz vor dem Morgengrauen verfiel ich auf die Idee zu tanzen.

Ich lehnte an einer Palme neben der Tanzfläche und bewunderte die gespenstischen, ausgeklügelten Tänze, die mir völlig unbekannt waren, und wünschte mir, auch so zu tanzen. Doch dann machte eine schier unfassbare Entdeckung.

Obwohl die Tänzer ausnahmslos viel Platz benötigten, um sich zu entfalten, so behinderten sie sich gegenseitig nicht. Obwohl Sie sich ununterbrochen mit System vor –und rückwärts bewegten, zur Seite weg tanzten und aneinander vorbei, stießen sie nie zusammen. Es war, als ob jeden den Tanz des Anderen kenne und als wenn alle Tänze aufeinander abgestimmt wären. Sie griffen ineinander über. Ich traute meiner eigenen Entdeckung nicht, begab mich auf die Tanzfläche und versuchte mein Glück. Ich kam mir vor wie ein Medizinmann aus dem Dschungel, den man im Verkehrschaos von Istanbul in einen Straßenkreuzer ausgesetzt hatte – ohne ihm auch nur zu zeigen, wie man das Lenkrad bedient. Sofort wurde ich angerempelt, doch schienen es die eingeweihten Tänzer nicht zu bemerken, sie schienen es nicht einmal wahrzunehmen. Ich setzte mich wieder zu einer anderen Gruppe von Freaks nahe der Tanzfläche und beschaute das Spektakel. Irgendwann sprang Rui Braganza mit einem mächtigen Satz von einer Palme auf die Tanzfläche, landete gekonnt, tanzte und verschwand.

Seltsamerweise hörte ich an diesem Morgen keine Vögel zwitschern, und dann traf ich einen Deutschen, den ich vom Skatspielen in

der zerklüfteten Gebirgswelt des Khaiber Passes in Erinnerung hatte. Wir flogen mit unseren Armen aufeinander zu, genossen den Neujahrmorgen, unterhielten uns und bemerkten erstaunt, dass die Musik immer wieder in den Beinen juckte. Ohne Anzeichen von Müdigkeit zu verspüren, gingen wir in eine Bambushütte, die versteckt zwischen den Palmen stand, um zu frühstücken. Wir ließen uns sagenhaft viel Zeit und danach gingen wir wieder zum Strand, wogten auf den Wellen des Meeres und hörten der Band zu.

Ein gewöhnlicher Mensch unter gewöhnlichen Umständen ist nicht befähigt, 12 Stunden lang ununterbrochen ein Instrument zu bedienen, doch die Musiker hier putschten sich ab und an mit Koks auf und hätten wohl bis zur völligen Erschöpfung, bis zum Umfallen spielen können, hätten sie es gewollt. Das Repertoire wäre ihnen kaum ausgegangen, sie improvisierten ohnehin immer den gleichen Sound. Es war vielleicht neun Uhr morgens, die Sonne stach schon wieder heiß zu, da gingen wir abgekühlt aus dem Wasser, standen triefend am Strand, und sahen auf die Bühne, auf der die Musiker immer noch zauberten, die Tanzenden, die das Morgenlicht noch gar nicht bemerkt hatten und ebenso wie die Musiker ununterbrochen tanzten, und die Verlorenen, die am Strand lagen und schliefen.

Kurz vor Mittag wurde dann der Strom abgedreht, als die ersten Wildschweine zum Strand kamen und die Abfälle vertilgten. Ich sammelte mich noch zwei Stunden am Strand, sah einen stolzen Spanier mit Großfamilie an den Strand kommen, der von meinem deutschen Freund „König von Arjuna“ genannt wurde und ging schließlich über das Riff zurück, erschöpft, betäubt und mit einem metallischen Geschmack im Mund. Der Weg kam mir ungemein gespenstisch vor, überall hörte ich es rascheln, lispeln und zischen, und wie froh war ich, nach einem kilometerlangen Marsch endlich wieder in Calangute zu sein. Heil und unversehrt, mit dem Schlafsack auf dem Rücken.

Bei einem Banana Milkshake an diesem Nachmittag traf ich einen Franzosen, der mich unter die Dusche seines Hotels einlud, wo ich mich einwöchiger Verdreckung abputzen konnte und den Sand aus

den Haaren vertrieb. Im Gegensatz zu anderen Typen, die Stunden damit zubrachten, ihre Haare am Brunnen unter Gleichgesinnten zu waschen, war ich reichlich hektisch, denn um mir den Skalp zu putzen, verschwand ich in dem folgenden Monat immer im Noble – class Hotel am Ende des Strandes von Calangute. Ich bestellte ein Mineralwasser, kroch mit Shampoo unter eine der vier immer freien Duschen und nahm dann, klitschnass, vor meinem Glas Wasser Platz. Beim ersten Mal hatte ich Angst, dass könne verboten sein, und als plötzlich kein Wasser mehr kam, dachte ich mit schäumenden Haaren, man hätte mir den Hahn zuge dreht. Aber dem war nicht so. Nach kurzer Pause kam wieder Wasser, ich konnte den Schaum abwaschen, und obwohl der ganze gastronomische Betrieb wusste, dass ich nur zum Duschen herkam, bemerkte ich keinen bösen oder fragenden Blick auf den Gesichtern des Personals oder der Gäste. Man hatte vielmehr vollstes Verständnis, schließlich hörte man Pop-Musik.

Da das Musikgeschäft bis vor kurzem noch fast ausschließlich in den Händen der Hippies lag, gibt es beinahe überall vernünftige Pop-Musik und nichts Anderes.

Die Tage in Goa rauschten an mir vorbei. Erwachte ich am Morgen in meinem Schaukelbett, so hatte Rainer, so hieß mein deutscher Zimmerkumpane, meist schon die hölzernen Fensterklappen geöffnet, und ich sah hinaus auf spielende Kinder, gackernde Hühner und schnurrige Wildschweine, die immer dreinblickten, als kämen sie im nächsten Moment unters Schlachtermesser. Ich döste dann ein wenig im Bett herum, blinzelte durch meine herabhängenden Haare in die Sonne, grüßte die Vorbeikommenden und wartete auf den verdauungsgeschädigten Rainer, der morgens auf der Toilette meditierte.

Sie bestand aus zwei leicht abgewinkelten Betonklötzen, die etwa 20 cm voneinander entfernt standen, so dass man sich bequem hin hocken konnte. Rundherum wehten Wände aus Palmblättern, damit man sich nicht zu schämen brauchte, nur hinten war ein kleiner Einstieg für die Wildschweine angebracht, die unseren Kot als Delikatesse

verschlungen. Manchmal wurden sie allerdings gierig und kamen, noch ehe man Ihnen den Nachtisch serviert hatte, aber auch daran gewöhnte man sich. Schließlich war unser Kot bedeutend nahrhafter als der von Indern, da er mehr Nährstoffe enthielt, und ich gönnte den Schweinen das Vergnügen von Herzen. Über diesem Open-Air-Klo hingen die Kokosnüsse an Palmenzweigen, eine verwegene Konstruktion.

Kam Rainer dann zurück, stieg ich aus dem Bett, gähnte markerschütternd auf der Veranda und schlenderte mit Zahnbürste und Handtuch zum Strand. Dort fielen mir die Kleider vom Leib, die Beine fingen an zu spuren und beim Baden wurde ich dann am ganzen Körper munter. Während des Zähneputzens sah ich jeden Morgen um die gleiche Zeit einen Schwarm Haifische in 50 Meter Entfernung vorbeiziehen, und die Einheimischen kamen vom Fischfang zurück. Beim Rückweg geschah es dann ab und zu, dass die Bewohner anderer Häuser, auf den Veranden ihrer Villen ruhend, den Gaumen und die Zunge zu zauberhaften Genüssen einluden, denn die Lebensphilosophie hier hieß: „Joint the goan life.“

Nach dem Frühstück gingen wir meistens zum Strand, ließen uns von der Sonne kurieren und badeten, oder aber wir gingen vorher noch zum Markt und holten Essbares. Auch war es zu verlockend und erregend, wenn man an einem Erfrischungsstand vorbeigehen sollte, sodass wir nicht selten schon tagsüber hier saßen, gammelten und quatschten. Rainer erinnerte mich immer wieder an den Wert des Geldes, und so kochten wir zumeist selbst, mixten Reis mit Eiern, Äpfeln und Tomaten, brieten ihn danach mit Ananas und würzten mit kräftigen Spezialsoßen. Ab und an entschieden wir uns auch für Pellkartoffeln mit Bananen, den durst löschten wir mit Kaffee, Tee und Kokosmilch. So beschränkten sich meine Tagesausgaben auf drei DM oder zehn Rupien täglich, und hin und wieder konnten wir es uns bei diesem Lebensstandard leisten, in ein Restaurant einzukehren. Der Preis für ein Gericht mit frischem Fisch lag zwischen fünf und sieben Rupien, Cola und die diversen Milchshakes kosteten 1.25 Rupien, also 40 Pfennige.

Eines schönen nachmittags traf ich die beiden Deutschen, die auch im Bus nach Teheran gegessen hatten, wieder. Sie hatten sich mit einem weiteren Deutschen in Delhi einem deutsch-australischem Pärchen angeschlossen, die Mitfahrer in ihrem VW-Bus suchten. Unterwegs, nahe dem Wendekreis des Krebses, sei Ihnen eine Ziege zugelaufen, erzählten sie, und dieses Tier sollte heute Abend über dem offenen Lagerfeuer geschmort und vielleicht gegessen werden. Wir waren herzlich eingeladen, und dazu hatte einer der beiden Deutschen noch Geburtstag.

„Zwei km am Strand entlang, dann kommt ein roter Sandweg und eine Fischerhütte, da gehst Du links rein und nach 100 Metern siehst Du schon unser Haus, lautete ihre perfekte Wegbeschreibung. Nach Sonnenuntergang machte ich mich mit Rainer auf den Weg. Wir passierten eine Fischerhütte nach der anderen, einen roten Sandweg nach dem anderen, und dann wurde es langsam stockdunkel. Mit dem Mut der Verzweiflung wagten wir hundert Schritte landeinwärts und bahnten uns dann den Weg zurück. Wir hatten bestimmt schon vier km am Strand zurückgelegt, und wenn uns das Schicksal gnädig sein würde, würden wir irgendwann auf das Licht des Lagerfeuers stoßen. Tatsächlich fand ich auf diese Weise den Ort, nur – Rainer war plötzlich verschwunden. Also fing ich an, ihn zu suchen. Nach kurzer Zeit erspähte ich ihn auf der Hauptstraße. Mit voller Lautstärke rief ich seinen Namen, doch da verschied er auch schon im Linienbus nach Calangute. Erschüttert, ohne eine Spur des Lächelns auf dem Gesicht, blickte ich den Rücklichtern des Busses nach. Schließlich war ich derjenige gewesen, der den Vorschlag durchgesetzt hatte, die Suche mit dem beschwerlichen Weg durch die Palmen fortzusetzen, denn wenn die Angabe mit den 100 Metern landeinwärts stimmte, mussten wir ja zwangsläufig das Licht des Lagerfeuers erblicken. Rainer hatte sich dafür ausgesprochen, am Strand zurückzugehen und die Suche abzublasen. Vielleicht mochte er doch kein Ziegenfleisch!?

Die Ziege schmorte bereits, sachkundig entfellt, am Spieß, und das Fett brutzelte in die Glut hinab, während wir noch Gewürze und Rum

über das Fleisch gossen. Dazu rauschte das Meer, die Sterne blinzelten hell durch dunkle Palmenbögen, und ein hervorragender kanadischer Gitarrist zupfte an den Saiten seiner selbstgebauten Gitarre. Er erzählte, dass er im Alter von 20 Jahren einmal einen Berg erklommen hätte, auf dessen Gipfel ein mit allerlei mystischen Geschichten umrankter, ruinenhafter Torbogen stehe. Dort hätte ihn die Idee gepackt, Gitarre zu spielen. Danach habe er eineinhalb Jahre wie ein Besessener geübt, unter Zuhilfenahme von Trips und Hasch, und nun bereise er die Welt, nachdem er das Geld dafür durch Auftritte zusammengerafft habe. Seine selbstkomponierten Lieder begeisterten uns. Die Zeit verstrich im Nu, und anstatt satt zu werden vergrößerte sich mein Appetit, nachdem ich mich entschlossen hatte, die Horrorgeschichten von verseuchten Ziegen und die Warnung: „Esst kein Fleisch in Indien!“ außer acht zu lassen. Ein paar Franzosen holten dann noch weitere Gitarren und Bongos hervor, sodass letztlich doch noch Lautstärke über kompositorische Finessen siegte. Bei Nacht ging ich dann am Strand zurück, durch lauwarmes, sanftes Wasser. Luftig und leicht fühlten sich die Füße an auf dem Meeressand, und die Sterne spiegelten sich in den flachen Wasserwellen, die ans Ufer spülten. Man hörte nur das Meer und die unbekanntenen Töne fremder Nachttiere, und dabei verfiel ich in die schönsten Träumereien. Der Zauber der Südsee, es schien ihn wirklich zu geben, und man möchte lieber drei Stunden als eine Stunde, Gedanken vergessend und selbstverloren, am Strand einher tänzeln, ehe man das Nachtsyl, das Bett, erreicht.

Am nächsten Morgen erwartete ich von Rainer, dass er sich für sein eigenartiges Verhalten vom Vorabend entschuldige, doch wir sprachen kein Wort miteinander. Diese hässliche, schweigsame Stimmung passte so gar nicht in die wundervolle Stimmung dieses herrlichen Morgens, der in paradiesischer Harmonie vorbeizog. Wir nahmen das Wehen des Windes wahr, das scharfe Rascheln der Palmzweige, den Flug der bunten Vögel, das Lachen und Weinen spielender Kinder, und die Ameisen warteten darauf, unsere Frühstücksreste zu verzehren. Streit bedeutete Dummheit, und allein das gemeinsame Erleben dieses Morgens stellte die ungetrübte Freundschaft wieder her. Es gibt nichts

Schöneres, als Menschen zu beglücken.

Eine äußerst erstaunliche Begegnung widerfuhr mir an diesem Abend. Wir hatten beschlossen, ausnahmsweise Essen zu gehen, und der Zufall wollte es, dass ich dabei Beverly traf. Sie wohnte an einem 15km entfernten Strand namens Colva Beach, und war heute einmal nach Calangute Beach gekommen. Ich konnte zuerst meinen Augen nicht trauen, bis ihr Begleiter, der Hotelmanager aus dem Hotel in Neu-Dehli, mich mit seinem ewigen, verschwollenen Lächeln wissend herüberlockte. Mit betäubender Schnelligkeit begriff ich dann, dass Alexander fehlte, und dass ich von dem Inder noch 500 Rupien zu bekommen hatte – wegen der Wette mit dem Visum für Nepal. Er war zwar nicht einer der Ärmsten, aber das war ich auch nicht, und so geschah es, dass er Rainer und mir einen Kaffee spendierte. Dann kam meine unvermeidliche Frage nach dem Verbleib Alexanders, und die Antwort entlockte mir ein Lächeln.

Kurz nachdem ich Delhi verlassen hatte, wurde auch Beverly dort die Zeit zu lang. Sie verabredete mit Alexander, dass sie nach Goa vorführe, ein Haus anmiete und dann auf ihn warte. Er hatte es nämlich nötig, in Delhi auf Geld zu warten, da den beiden das Geld ausgegangen war. Mir leuchtete das ein, denn in einer luftverpesteten Stadt wie Delhi kann gemeinsame Warterei und Gammelei die Zeit sehr lang werden lassen. Jedoch machte das Schicksal einen Strich durch ihre Rechnung. Statt Alexander kam vor einem Tag ein Brief von ihm, der im Flugzeug nach Frankfurt geschrieben worden war. Er hatte in Delhi nicht nur das Geld erhalten, sondern, was viel wichtiger war, die Botschaft eines Mädchens, das ein Kind von ihm zur Welt gebracht hatte. Später einmal erfuhr ich von Alexander, dass er bei dieser Nachricht ein derart starkes Gefühl für das Kind gespürt hatte, dass er es unbedingt sehen wollte – und er habe gewusst, dass es ein Junge sei. Also setzte er sich ins nächste Luftschiff – und erlebte die längste Nacht seines Lebens, denn er flog abends von Delhi nach Frankfurt, d.h. er flog der untergehenden Sonne entgegen, und bei fünf Stunden Zeitverschiebung bedeutete das 17 Stunden Nacht. Um sieben Uhr morgens landete er dann in Frankfurt.

Es war kalt, dunkel, und der Kaffee kostete statt zehn Pfennig 1,50 DM. Alleine Alexander stand mit Sandalen und einer knielangen, weißen Hose aus leichter Baumwolle braungebrannt im deutschen Winter und fuhr dann im Bus zum Bahnhof, wo er einen Zug nach Wien bestieg.

Doch wenden wir uns wieder Beverly zu, die alles mit Fassung ertrug und die Idylle Goas genoss. Wir ließen die Zeit an uns vorbeiziehen und erfreuten uns an einem einfachen, aber lustigen Spiel. Man nimmt eine leere Flasche, und auf die Öffnung des Flaschenhalses wird sodann von den Spielern ein Streichholz nach dem andern gestapelt. Bei Windstille kann man so auf beachtlich hohe Zahlen gelangen, und in Indien kommt es immer auf die Wahl des richtigen Streichholzformats an, denn die Größe hiesiger Phosphorhölzer variiert von europäischer Dicke bis Stecknadelgröße. Kippte der Streichholzüberbau um, lachten alle Zuschauer und Spieler. Sehr romantisch.

Sehr romantisch verlief auch immer der Rückweg von den Cooldrinkbars zum Haus. Anfang Januar strahlte der Mond, eine schmale Sichel nur, kaum Helligkeit aus, sodass eine selbstkonstruierte Taschenlampe zum beinahe unentbehrlichen Gepäck gehörte. Wir retteten uns vor der Dunkelheit, indem wir eine leere, halbierte Kokosnuss-Schale auftrieben, womit die erste Hälfte der Arbeit getan war. Dann besorgten wir uns eine dünne, etwa 11 cm lange Kerze, verankerten sie mit Kerzenwachs in der halbkugelförmigen Kokosnuss-Schale und bei sachgemäßer Anpassung an die Windrichtung konnten wir uns nun eines Lämpchens erfreuen, das uns den Weg durch die Dunkelheit wies. Das entbehrte nicht der Notwendigkeit, denn auf dem wüstenhaften Sandboden mochte es passieren, das man schnurstracks in diesen schwarzen, dunklen Nächten gegen eine Palme stieß.

Dann passierte ein paar Tage lang gar nichts, es war nichts los und wir langweilten uns. Wir machten uns Sorgen, wo es keine gab, taten nichts und dachten die verrücktesten Sachen. Verrückt – verlaufen – verflogen – ausgerückt – eingedrückt: mit dem Focus auf unkontrollierten Wortassoziationen konnten wir uns beschäftigen und irgendwann fanden wir daran großen Gefallen. Die Sonne ruinierte unsere

Sorgen suchenden Gedanken, bis sie in der prallen, betäubenden Hitze verdörnten, um dann zu regenerieren und neu zu beginnen. Ich sah minutenlang auf die Wellen des Meeres und dachte an nichts Anderes, spielte mit den Tieren, die aus dem feuchten Sandstrand krochen und erfand neue Schwimmarten im Ozean. Es kam die Zeit, in der ich mir auf der Veranda unseres Hauses gemütliche Abende machte. Der Lehnstuhl, der an den vorderen Enden der Armlehne mit einem geschwungenen, runden Pfosten abschloss, wurde unters Verandadach gehievt, und auf die Pfosten stellte ich jeweils eine Kerze, sodass ich Licht zum Lesen hatte. Natürlich gab es mir auch ein neues Selbstwertgefühl, in einer derartigen, genussreichen Atmosphäre zu sitzen. Abends wurde es angenehm kühl, und erstaunlicherweise freute ich mich immer, wenn die Zeit gekommen war, zu der man sich schon mal eine leichte Jacke überziehen konnte. Sowieso gehörte ich zu den Leuten, die sich ohne Bedenken in europäischer Kleidung blicken ließen, während andere Freaks ganz auf Lungis, ein Batiktuch, oder dünne, indische Baumwollkleidung umstiegen. Ich staunte nicht schlecht, als ein unverkennbarer Österreicher, in Lederhose und gewelltem Haar, eines Abends kahlgeschoren, nur mit einem Lungis bekleidet, in der Bar erschien – aber Ausflippen gehört schließlich zu den schönen Seiten des Lebens.

Ich las also des Abends „Früchte des Zorns“ von John Steinbeck, dass ich von einem Schweizer Zimmergenossen in Bombay getauscht hatte. Ich amüsierte mich über die rauen, entbehrungsgewöhnten Charaktere seiner Helden, die, hätte man sie nach Goa geschickt, ganz schön lächerlich gewirkt hätten. Satz für Satz wurde von mir nach humorvollen Einlagen durchkämmt. Ich fragte mich was für ein Mensch wohl hinter diesem Schreibstil steckt und alles in Allem glaube ich sagen zu können, dass ich das Buch überhaupt nicht verstand. Auch geschah es nicht selten, dass ich das Oeuvre an den spannendsten Stellen zur Seite legte, in den Lehnstuhl versank und dem Spiel der bunten Sterne zusah.

Indische Zigaretten, die man Beedies nennt, aus dünnen, trichterförmig

zusammengerollten Tabakblättern, gaben mir eine weitere Abwechslung, und statt hastig Zug um Zug zu paffen, inhalierte ich genüsslich, blies Rauchringe in die Luft und genoss jeden Zug. Ab und an kamen spaßende Leute vorbei und grüßten freundlich, und dann erspähte mich einer der indischen James Bond Typen.

Man erkannte diesen Typus daran, dass sie immer exklusiv, wenn auch nicht sauber, gekleidet waren, und nur amerikanische Zigaretten rauchten, während die Ausländer entweder landesübliche Sorten konsumierten oder die ungeheuer preiswerten Beedies. Er verdiente sein Geld mit dem Handel von allem, was auf dem Markt war, insbesondere mit Haschisch, das er selbst gerieben und geerntet hatte, und er behauptete, das sich die Liebe, mit der man erntet, auf die Wirkung überträgt. Das sei aber nicht nur bei Haschisch so, sondern ebenfalls bei Brot, bei Früchten und eben allem, was der Mensch dem Land abgewinnt, wenn auch in unterschiedlich hohem Maße. Ich habe fast alle weiteren Ausführungen, mit der er seine Thesen unterstrich, vergessen, glaube aber, dass eine bedeutende Rolle in seinen Ausführungen den Händen zukam, durch die der Strom der Liebe übertragen wird. Hingabe und Liebe – die Zauberworte Goas.

Des Weiteren vertrat er die hiermit zusammenhängende Theorie, dass über dem offenen Feuer zubereitete Speisen wesentlich schmackhafter seien, was mir einleuchtete, dachte ich an die schmackhafte Ziege, die wir auf der Party verspeist hatten. Tatsächlich stößt die Regierung aufgrund dieser Philosophie auf Schwierigkeiten bei der einfachen Landbevölkerung, wenn sie versucht, die Landwirtschaft zu modernisieren, sprich zu automatisieren. Auch die Sitte, alles über offenem Feuer zu kochen, lässt sich schwer ausrotten. Ich unterhielt mich gerne mit diesem Burschen, und bot ihm immer Brunnenwasser zum Trinken an – das einzige was er annahm. Er kam meist gegen 23 Uhr und blieb bis eins, denn gegen 23 Uhr brach die Polizeistunde an, oder wie auch immer man den Ladenschluss der Bars nennen mag, und um eins waren meine Kerzen regelmäßig abgebrannt. Dann stellte ich den Lehnstuhl ins Haus, verriegelte Fenster und Türen, kroch ins

Bett und freute mich schon auf den nächsten Morgen.

An einem dieser Morgen geschah etwas Aufregendes. Wie üblich ging ich in Badehose, nur mit einer Zahnbürste beladen, zum Strand und suchte mir ein Plätzchen, das ein wenig abseits der Schilder „Nackt Baden Verboten“ lag. Diese Schilder, die nur in der Nähe des Nobelhotels am Ende der Bucht die Landschaft schmückten, waren in den ersten Jahren ihres Daseins nur eine Farce. Sie wurden in erster Linie von indischen Touristen dazu genutzt, klammheimlich ihre Kameras zu zücken und die Mädchen, die nackt an diesen roten Tafeln lehnten, fotografierten. Neuerdings aber haben die indischen Ordnungshüter lesen und schreiben gelernt, und anscheinend um das zu beweisen, hatten sie in letzter Zeit Geldstrafen mit dem Hinweis auf diese Schilder verhängt. Mich veranlasste das zu der Vermutung, dass Goa in früheren Zeiten noch reizvoller gewesen sein musste, und suchte mir insofern einen Platz abseits dieser gräulichen Holzpfosten aus.

Die Badehose war gerade abgestreift, da spurtete ich los in die tropisch warmen Fluten des arabischen Ozeans, stieß einen Schrei der Freude aus, als eine Welle anflog und hechtete hinein. Nur Gott weiß warum, aber noch während ich sprang, schaute ich einen Augenblick lang zu meiner Badehose zurück, und dann packte mich jähes Entsetzen. Der Schock dessen, was ich sah, lähmte meine Gedanken, und dann riss mich die ankommende Woge auf den Meeresgrund, wodurch ich augenblicklich wieder zur Besinnung kam; doch ich durfte nicht eine Sekunde lang an die Folgen dieses haarsträubenden Vorfalls denken. Ein Hund trug mein einziges Kleidungsstück im Maul und stiefelte damit von dannen. Man kann sich das Grauen und Entsetzen, das mich in diesen Sekunden der trostlosesten Verzweiflung befiel, kaum vorstellen. Ein Kindheitstraum, aus dem ich nur in panischer Angst zu erwachen pflegte, schien sich zu erfüllen, nämlich der, dass ich splitternackt durch die Straßen, vor aller Leute Augen, gehen musste. Im Zustand höchster Erregung wuchs ich über mich selbst hinaus. Die Kraft strömte in meine Glieder zurück, und in einer Geschwindigkeit, die an Raserei grenzte, jagte ich aus dem Wasser, verfolgte den Hund mit wütendem Geschrei und kurz bevor

ich ihn erreicht hatte, ließ er meine Badehose seelenruhig auf die Erde fallen. Eine einheimische Fischerfamilie, die im Hintergrund saß, lächelte dazu und betätschelte den Hund liebevoll, als er zu Ihnen zurückkehrte. Ich habe ja Verständnis –wenn auch nicht viel – für dressierte Tiere, aber diese Art von Dressur, wobei ich nicht einmal weiß, ob sich das Verhalten des Hundes auf Dressur zurückführen ließ, lag nun gar nicht auf meiner Wellenlänge, und grimmig verließ ich ohne einen Moment des Zögerns diesen Ort. In der Erinnerung ist dieses Erlebnis natürlich nichts anderes als eine lustige Anekdote, obwohl mir der Schreck so arg in den Knochen steckte, dass ich fortan meine Badehose nur noch an gesicherten Plätzen aufbewahrte. Aber einer der vielleicht schönsten Charakterzüge des Menschen, der jedem von uns, ohne Ausnahme, zu eigen sein scheint und ohne den das Leben wohl unerträglich wäre, liegt in der Tatsache, dass wir die schönen Erlebnisse in angenehmer und die unangenehmen Erlebnisse nur in schwacher Erinnerung behalten.

Nach dem Frühstück an diesem Morgen verfiel ich in Gedanken an meine Freundin, die ich in Deutschland zurückgelassen hatte und die den Grund meiner Reise nicht hatte verstehen können. Hier in Goa kam mir eine Geschichte in den Sinn, die es hätte verständlich machen können. Jedoch schickte ich folgende Zeilen aus übermäßiger Vorsicht, aus Misstrauen und Angst vor Vertrauens Missbrauch nie ab, denn ich wollte mich keineswegs lächerlich machen. Schließlich hatte ich erleben müssen, das Tina am Wochenende vor meiner Abreise auf einer Party ins Bett meines besten Freundes gehüpft war, was ein emotionales Beben bei mir ausgelöst hatte. Da passte so ein romantischer Stuss nicht.

Es gab einmal einen Fluss, der sich mit einem Edelstein, den er täglich umspülte, verständigen konnte, und so freuten sie sich aneinander, und wenn der Fluss bei besonders guter Laune dahinträumte, erfreute er den Edelstein mit klarem, sauberem ,Wasser und ließ ihn in aller Pracht glänzen. Aber eines Tages leiteten die Menschen Abwässer in den Fluss, und obwohl sie wussten, dass diese Abwässer den Fluss seiner Lieblichkeit beraubten, scherte es sie in ihrer Unachtsamkeit

und ihrer Tollheit nicht. Da sprach der Fluss zu dem Edelstein: Ich werde mir ein anderes Bett suchen, denn diese Abwässer zerstören mich. Ich hoffe, auf meiner Reise eine Mittel gegen sie zu finden. So trennten sich der Fluss und der Edelstein, und da ein Edelstein glänzen muss, um schön zu sein, wünschte ihm der Fluss viel Sonne. Er selber aber bahnte sich einen anderen Weg, umspülte neue Steine und neue Fische kamen zu ihm, die genau wie anderswo andere Fische fraßen. Er wand sich durch neue Flussbetten, die an Schönheit sein früheres übertrafen, auch Schreckliches sah er, das ihn bedrückte und schnell weiterfließen ließ. Schon bald bemerkte der Fluss, dass die heimischen Abwässer ihn nicht zerstören konnten, und freudigen Herzens begann er daran zu denken, in sein früheres Bett zurückzukehren.

Man hatte in Goa die Zeit, alles zu tun, wozu man sonst keine Zeit hat, und dank der wunderbaren Atmosphäre, die überall eingeatmet werden konnte, erhielt jede Beschäftigung ihren besonderen Reiz. Man brauchte sich die Zeit nicht zu nehmen, die Zeit war da. Um Bilder zu malen, um Briefe zu schreiben, um zu komponieren und so fort. Die hierzu unentbehrliche Ruhe war immer vorhanden, und Beschäftigungen wie einkaufen, Kleider waschen und Essen kochen verwandelten sich zu netten Zerstreuungen.

Einen ganzen Nachmittag und den Abend verbrachte ich damit, ins 20 km entfernte Margao zu fahren, um einen Film zu sehen. Eine herrliche Fahrt, man lernte den Abwechslungsreichtum tropischer Landschaften lieben, man schloss Freundschaft mit diversen Indern und die Eintrittskarte verschenkte ich in der Pause an den hübschen Begleiter eines Erdnussverkäufers vor dem Kino. Er freute sich darüber mehr als wenn ich das Angebot des Erdnussverkäufers angenommen hätte, der den Zuhälter des hübschen Burschen spielen wollte.

Mir gefiel der Film gar nicht, mit Ausnahme der Vorschau. Die Werbung erinnerte mich an europäische Methoden aus den 60er Jahren. Am

Meisten amüsierte ich mich über einen Zeichentrickfilm, der sich mit dem Sinn der Notbremse in indischen Zügen befasste. Es begann damit, dass drei Frauen die Notbremse zogen, weil sie kein Wasser mehr in ihren Krügen hatten. Dann zog ein Mann die Notbremse, da der Zug an seinem in der Einöde gelegenen Haus nicht anhielt. Drittens zogen drei Scheichs aus dem Morgenland an dem roten Hebel, worauf der Rock eines jungen Mädchens hochflog und somit einen erregenden Anblick gewährte.. Letztlich zog jemand die Notbremse, weil ihm ein Taschentuch aus dem Fenster geflattert war. Um auf die weitreichenden Folgen der unüberlegten Anwendung der Notbremse hinzuweisen, sah man anschließend die katastrophalen Folgen einer Zugverspätung, wobei das Lachen der einheimischen Zuschauer abrupt endete.

In dem schönen Gefühl, den Begleiter des Erdnussverkäufers eine Freude bereitet zu haben, fuhr ich dann zurück durch die warme, beginnende Nacht wobei ich wiederum 4mal umsteigen musste. Insgesamt dauerte es 2 Stunden, bis man mit den öffentlichen Verkehrsmitteln die 20km zurückgelegt hatte. Drei Busse benötigte man dafür und eine kleine Fähre über einen 200 Meter breiten Wasserarm – Pfennigbeträge. Aber diese niedrigen Preise haben einen Nachteil. Steht man zum Beispiel in einem überfüllten Bus und hält sich mit beiden Händen irgendwo fest, um bei dem Gehuckel nicht umzufallen, so fesselt das Bezahlen die Nerven doppelt. Erstens ist unter diesen Umständen jede Bewegung anstrengend und zweitens ärgert man sich, das lächerliche 3 Pfennig verlangt werden. Bei einem Betrag von 50 Pfennig könnte man als Ausländer die Geldgier des Schaffners verstehen, aber dass man sich wegen drei kleinen Pfennigen der Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, aussetzen musste, lag hart an der Grenze des Erträglichen. Mit der Zeit gewöhnte man sich daran, und bezahlte für jemanden, der neben einem stand, mit – oder umgekehrt.

Unverbraucht und nicht im Geringsten müde kehrte ich zurück und begann, das 64, also das letzte Feld des Schachspiels zu berechnen. Sie kennen vermutlich die Geschichte über den Erfinder des königlichen Spiels: Ein einfacher Mann ging zu seinem König, erklärte ihm das Spiel, und der König war davon so angetan, dass er dem Mann einen Wunsch

gewährte, dessen Erfüllung ihm heilig war. Der Erfinder sprach dann zu seinem König:

“ Mein lieber Herr, ich wünsche nichts weiter, als das Du auf das erste Feld ein Reiskorn legst, auf das zweite Feld zwei Körner, aufs dritte Feld vier und die Zahl der Reiskörner bis zum 64. Feld immer verdoppelst.“

„Nichts leichter als das“, soll der König geantwortet haben, und große Panik brach aus in seinem Reich, als die Zahl für das 64. Feld bekannt wurde.

Mich hatte diese Geschichte immer schon fasziniert, jedoch hatte ich die Zahl noch nie irgendwo gelesen oder sonst wie zu Gesicht bekommen, geschweige denn die Zeit gehabt sie selbst zu errechnen. Hier in Goa errechnete ich sie dann in tagelanger Mühe, und jeder, der dasselbe schon einmal versucht hat, weiß um die Tücken kleiner Rechenfehler, die sich auf teuflische Weise einschleichen können und viele bei dem Unterfangen aufgeben lässt. Meinen Aufzeichnungen zufolge beträgt die Zahl der Reiskörner auf dem Schachspiel 18 446 744 073 799 551 615. Also fast 20.000 Trillionen. Danach war ich von dem Spleen befreit.

Eines schönen, heißen Tages entschlossen wir uns dann, Tourist zu spielen, was nicht gelingen wollte, denn zur Auswahl standen mächtige, reichgeschmückte Kathedralen, der 400 Jahre alte Sri Magesh Tempel in Ponda und etliche weißgetünchte Kirchen, die mit dem Glanz ihrer italienischen Äquivalente kaum zu konkurrieren vermögen. Wir entschlossen uns dann zu einem Picknick am Arvalam Wasserfall in der nahezu unberührten Natur Goas.

Ein Linienbus trug uns in die Nähe dieses eigenartigen Naturschauspiels, und nachdem wir ausgestiegen waren, standen Rainer und ich neugierig herum und lauschten in die Stille. Das mächtige Rauschen stürzender Wassermassen vernahmen wir jedoch noch nicht. Zu unserem Erstaunen hörten wir nur das Zwitschern exotischer Vögel, und so marschierten wir auf gut Glück den einzigen erkennbaren Pfad

entlang, begleitet von tropischen Düften und farbenprächtigen Blumen. Endlich, als wir noch etwa 50 Meter von dieser Attraktion entfernt waren und den Wasserfall bereits sehen konnten, hörten wir ihn auch. Über glitschige Steine und zerklüftete Felsvorsprünge kämpften wir uns – was nicht ganz ungefährlich war – zu einer Höhle vor, die uns Schutz vor dem sprühenden Regen des Wassers bot und durch ihren akustischen Reiz diesen etwa 20 Meter hohen Wasserfall zu einem Erlebnis werden ließ. Die Höhle befand sich auf halber Höhe. Und in dem Becken, in welchem sich die Wassermassen stauten, bot eine Kuh ein ulkiges Bild. Sonst war keine Menschenseele zu sehen. Nur wenn man lange auf die Skulpturen der Felsen schaute, die sich hinter dem stürzenden Wasser verbargen, konnte man berühmte Persönlichkeiten in den Gemälden aus Stein erkennen. So schien es mir, als hätte Charles de Gaulle gerade seinen Regenschirm vergessen. Er wurde dementsprechend ganz nass. Und ich erkannte King Kong, der halb zerstümmelt mit einem verborgenen Auge auf die Erde herabsah. Die Arme dieser tausend Gesichter hämmerten einen nie endenden Sound zusammen, und der Wind inspirierte sie zu immer neuen Rhythmen. Änderte sich die Musik, änderten sich auch die Gesichter, und so konnte man stundenlang sitzen und sowohl zusehen als auch zuhören.

Dann erschien ein indisches Touristenpärchen auf der Bildfläche. Sie trug Blumen im Haar, und er aalte sich in allen erdenklichen Playboyposen auf den moosbewachsenen, glitschigen Steinen, wobei die Dame unentwegt auf den Auslöser der Kamera drückte. Sonst faszinierten noch die Fische, die in dem Teich, in dem auch die Kuh badete, tauchten, aus dem Wasser sprangen und tanzten, so dass man ganz einfach dasitzen konnte und die Zeit genussvoll vorüberziehen ließ.

Gegen Abend fuhren wir zurück. Da es schon spät war, schlug Rainer vor, essen zu gehen, wogegen ich nichts einzuwenden wusste. Das hatte nur den vorher nicht bedachten Nachteil, dass wir den letzten Bus nach Calangute verpassten, und das bedeutete einen Fußmarsch von 10 km. Als wir nach drei km eine kleine Rast einlegten, hielt mein Freund den Daumen einem vierrädrigen Gefährt entgegen, und zu

unserem Erstaunen hielt der Wagen an und brachte uns bis fast vor unsere Haustür.

Der große Tag der Abreise aus Goa zog heran. Es war der 27. Januar, der Tag, an dem der mündliche Mietvertrag auslief. Andererseits war es ein Tag wie jeder andere auch. Unsere Umwelt blieb heiter wie immer, es regnete nicht, der Himmel war strahlend blau, und wir genossen unser Frühstück. Danach gingen wir an den Strand zum Meer – und sonnenbadeten, und erst kurz nach Mittag änderten wir den Tagesablauf dergestalt, das ich zum Markt wanderte, um einen Kuchen zu kaufen, während Rainer Tee zubereitete. Es war übrigens das erste Mal, das wir uns einen derartigen Luxus zu leisten wagten, und hätten die Geschäfte nicht geschlossen gehabt bis 16 Uhr, so hätten wir uns nicht mit Keksen begnügen müssen. Nach der Vertilgung aller noch vorhandenen Leckerbissen tauchte auf einen Schlag die ganze Kinderhorde unserer Vermieter auf, und die älteste von Ihnen fragte. „Fahren Sie heute?“

Zuerst lugten ihre fröhlichen Gesichter vorsichtig durch die offenen Fenster, dann robbten sich die Kinder zur Haustür vor und endlich wagen sie es, das Zimmer zu stürmen. Sie setzten sich auf Betten und Stühle, bestürmten uns mit erwartungsvollen Blicken und stellten Fragen in ihrem für uns unverständlichen Kauderwelsch – und dabei veranstalteten sie eine vollkommen überflüssige Hektik. Wahrscheinlich wollten sie uns nervös machen, damit wir beim Packen einige Sachen übersehen würden, aber da waren sie bei uns an der falschen Adresse. Wir ließen uns auf nichts ein, und wenn man so wenig hat, vergisst man auch so leicht nichts.

Aber wir wollten die Kinder auch nicht zum Weinen bringen, und so taten wir das, was wir auch sonst getan hätten. Ein halbgefülltes Paket Waschpulver, Tomatenketchup, Salz und eine zu 70% gefüllte Cola Flasche mit Kerosin sowie zwei von mir gezeichnete Bilder und die Briefmarken von Rainers Post stellten wir in Ecken, von wo sie in Windeseile von den Kindern weggezaubert wurden. Dann war es endlich soweit. Ich balancierte meinen roten Rucksack mit einem

entschlossenen Wurf auf den Rücken, und an Rainers Gepäck baumelte der Petroleumkocher sowie ein paar Tassen, die wir am nächsten Tag auf dem Flohmarkt in Arjuna Beach verkaufen wollten. Dort fand zu dieser Zeit jeden Mittwoch ein Flohmarkt statt, wobei man sich auch einfach so an einen belebten Platz hätte setzen können, um Waren feilzubieten.

Es war der angenehmste Flohmarkt, auf dem ich je in meinem Leben verkauft habe. Er lag nur 100 Meter vom Strand entfernt, und wir hockten alle unter Palmen, die Artikel vor uns auf Decken ausgebreitet. Ein süßlicher Duft lag über dem von Hippies veranstalteten „Basar“, und mit Geld schien alles gar nichts zu tun zu haben, wiewohl um jeden Cent gefeilscht wurde. Nicht ich feilschte die Inder herunter, sondern indische Geschäftsleute feilschten mich herunter, und sie kannten sich mit europäischen Waren fast so wenig aus wie ich mich mit indischen Sachen.

Neben mir saßen zwei Deutsche, die einen Auto Kassetten Recorder verkauften und die ganze Zeit heiße Musik spielten. Außer dem süßlichen Duft durchdrang die Meeresbrise sowie der Duft gebratener Bananen, süßen Kuchens, reifen Obstes und allerlei Parfums die Luft. Ich war der einzige, der außer Haushaltsgeräten noch Socken, Unterhemden und Unterhosen sowie Pullover und Handschuhe feilbot, und der Verkaufserfolg ließ nicht zu wünschen übrig.

Ansonsten gab es Edelsteine und Ketten, handgearbeitete Chiloms und Pfeifen, geschnitzte Kostbarkeiten aus Kaschmir, perlenbesetzte Döschen und ähnlichen Kitsch, eine wöchentlich erscheinende Zeitung der Hippiekommune „Lets save our souls – lets rock ´n roll“, Jeans und Batik in rauen Mengen sowie selbstgebastelte Muschelwaren und auserlesene, zum Teil auch ausgelesene Bücher. In der Woche zuvor hatte die Polizei auf diesem Flohmarkt eine Razzia durchgeführt, da auch Haschisch, LSD, Kokain, Heroin, Morphinum und Opium verkauft wurde, jedoch sollen die Händler mit einem blauen Auge davon gekommen sein. Es war das erste Mal, dass so etwas in Goa passiert

war. Verändert hatte sich aber nichts.

Bei Sonnenuntergang endete der Flohmarkt, ich erfrischte mich im Meer und sah mir den Sonnenuntergang an. Die Nächte verbrachten Rainer und ich in der Bambushütte des Deutschen, den ich auf der Silvester Party morgens wieder getroffen hatte. Dieser Typ verließ seine Behausung so gut wie nie. Mit ihm unterhielten wir uns lange und intensiv über die Möglichkeiten, an Geld zu gelangen, und nach diesen Gesprächen schien mir kurzzeitig, dass sich alles an diesem Strand ums Geld dreht.

Schließlich lernten wir noch einen Typ kennen, der alle zehn Minuten eine Banane aß. Sollten Sie den Wahrheitsgehalt dieses Erlebnisses anzweifeln, so habe ich vollstes Verständnis, aber Sie sollten auch bedenken, dass es nicht nur Bananen von Chiquita und Onkel Tuca gibt. Zwar sind auch Bananen dieser Größe zu erspähen, aber in erster Linie isst man in Indien Mini Bananen, die einen weichen und etwas sahnigen Geschmack auf der Zunge zurücklassen. In besonders guten Sorten sind noch die Kerne enthalten, und die Verträglichkeit dieses Affenfutters ist geradezu unheimlich. Nicht zuletzt wirbt die indische Touristenbehörde in ihrer Speisebroschüre mit folgender Verlockung: „Entdecken Sie Indien und besuchen Sie einen Basar, auf dem die Früchte unseres Landes feilgeboten werden, danach werden Sie wünschen, nur noch von Obst zu leben.“

Mittlerweile schrieben wir den 30. Januar, und ich hielt mich noch immer in Arjuna Beach auf, war aber fest entschlossen, an diesem Tag nach Cochin aufzubrechen. Bisläng war das daran gescheitert, dass ich morgens beim Frühstück in einer der Strandbars nicht Nein sagen konnte, wenn mir einer der Gäste einen Joint anbot. Und es gab keine Bar, in der nicht schon morgens der Joint kreiste. Danach war ich dann zu berauscht, um den Gedanken an eine Weiterreise zu verfolgen.

Um sechs Uhr in der Frühe kroch ich aus meinem Schlafsack, hielt im Dunkeln nach der Zahnbürste Ausschau, die irgendwo zwischen meinen

schlafenden Freunden lag, und begab mich dann ins Freie. Welch ein atemberaubender Anblick es doch ist, steht man schlaftrunken am Strand in Goas frühen Morgenstunden. Die Sonne schimmert glutrot, aber kraftlos durch die Palmenbögen, der weiße Sand klebt kühl an den müden Beinen, und alles ist von morgendlichem Reif bedeckt. Außer den einheimischen Fischern war niemand am Strand, und eine überirdische Ruhe lullte alles ein. Das Meer war warm und gänzlich ruhig, sodass ich beim Zähne putzen bis zum Hals im Wasser knien konnte, ohne von einer Welle Salzwasser überrascht zu werden. So blieb ich etwa eine halbe Stunde im Ozean und beobachtete, wie sich die Szenerie veränderte. Der Amerikaner trabte wieder auf seinem Schimmel den Strand entlang, und beim Aussteigen aus dem tropischen Nass gewährte ich ein Junkiemädchen, das in übernatürlicher Schönheit einherwandelte. Wir grüßten uns friedlich lächelnd, und dieser Morgen war so schön, dass ich mir in meiner Fantasie nichts Besseres hätte vorstellen können. In diesem paradiesischen Zustand kam ich nicht umhin, noch eine Stunde am Strand zu sitzen und die Zeit zu genießen. Gegen acht öffnete dann der erste Shop, wo man ein Frühstück zu sich nehmen konnte, und es dauerte nicht lange, bis man mir den ersten Joint anbot.. Diesmal lehnte ich ab, ohne Aufsehen zu erregen, denn sonst wäre es an diesem Tag mit der Weiterreise wieder nichts geworden.

Vor mir lag ein etwa zweistündiger Marsch durch eine hügelige Landschaft zur nächsten Bushaltestelle, von wo aus ich nach Panjim fahren konnte. Um drei Uhr nachmittags fuhr dann von dort ein Bus nach Kharman zur Südgrenze Goas, und von da würde es dann irgendwie weitergehen nach Mangalore, der Stadt in der die Beedies hergestellt wurden. Ich ersehnte einen Wolken verhangenen Himmel und Regen herbei, was mir den Abschied aufs Angenehmste erleichtert hätte, denn als ich mich von meinen Freunden verabschiedete und den schweren Rucksack auf meine Schultern hob, wütete bereits leichte Hitze, die im Begriff war, mir die Wanderung zur Hölle werden zu lassen. Gezwungenermaßen also rief ich mir die Gründe, die mich zur Weiterfahrt trieben, ins Gedächtnis zurück.

Da gab es erstens den Grund, dass ich Indien kennenlernen wollte, und Goa gehört wirklich nur auf dem Papier dazu. Hier gab es kaum lästige Bettler, mehr europäisches als indisches Essen, ein gewisser Luxus war nicht zu übersehen, und die unliebsamen, nervenaufreibenden Überraschungen, die im übrigen Indien meist mit einem Happy End zu Ende gehen, musste man in Goa schon mit der Lupe suchen.

Zweitens hatte ich meinen Freund Wolfgang, der mir in Katmandu durch die Lappen entwichte, zum 20. Februar nach Madras eingeladen, und bevor es zu heiß werden würde, beabsichtigte ich, Südindien kurz zu bereisen.

Dann erinnerte mich an all die Sachen, die Goa als Scheinparadies entlarven. Im Schutz eines souveränen Staates, dessen lokale Behörden durch großzügige Zuwendungen zu einer eigennützigen Toleranz inspiriert werden, lebte es sich gut, solange das Geld da war, die verabscheute Droge zur Versklavung der Menschheit. Das war schon mal hirnrissig. Dann gab es Heroinsüchtige, Horrortrips mit tödlichem Ausgang, Verrückte, die wirklich verrückt waren und verzweifelte Menschen, die nicht mehr wussten, wo oben und unten war. Und ich erinnerte mich an den Ostfriesen, von dem bisher noch nicht die Rede war.

Ich hatte ihn bei einem Milchshake in Calangute kennengelernt, in Arjuna Beach wieder getroffen und seine Gegenwart beizeiten genossen. Er war auf dem totalen Businessstrip. Sein dickes Notizbuch war gefüllt mit Preisangaben von Waren aller Art, daneben prangten die Preise, die man in Europa für diese Waren zahlt. Er besuchte nur zwei der insgesamt 8 Cool Drink Bars in Calangute, da er die anderen sechs nicht mochte. Sie waren ihm zu ähnlich, ohne speziellem Reiz, nicht inspirierend, wie er sagte. Tatsächlich ließ er nur anschreiben, denn er hatte kein Geld, und in diesen beiden Läden hatte er seine Wertsachen und seinen Pass als Pfand hinterlassen. Er besaß einen Safeschlüssel von einer Bank in Bombay, wo er Wertpapiere und ein Flugticket verwahrte. „Das wichtigste in Indien ist ein Rückflugticket“ versicherte er mir, und das erschien mir mehr als plausibel Sein nahezu einziges Gesprächsthema war Geld,

und seine Lebensphilosophie hieß: „Money is not the problem.“ Das hatte ich zwar schon von anderen gehört, und aus seinem Mund klang das erstmal paradox, war es aber nicht, denn Geld verdienen war nur sein Hobby. Eigenen Angaben zufolge reiste er in aller Herren Länder ohne diese schmutzige Zahlungseinheit. Er besaß oder gewann überall auf der Welt neue Freunde, die ihn versorgten, denn er vermittelte die dicken Geschäfte und das Schöne an dieser extrem hageren Figur war, dass die Inder, die echten indischen Geschäftsleute in Goa, ihn maßlos bewunderten und sich glücklich schätzten, wenn er mit ihnen redete. Zumindest in den ersten Tagen seiner Anwesenheit. Die Verachtung, die er ihnen gegenüber an den Tag legte, erhöhte nur ihren Respekt vor ihm, und tatsächlich entbehrten seine Geschäftsmethoden nicht jeder Logik. Für jedes Problem wusste er eine Lösung, und seiner kunstvollen Überredungskunst war niemand gewachsen.

Ich hatte ihn, den wichtigsten Geschäftsmann in ganz Goa, kennengelernt, indem ich nichtsahnend um eine Zigarette bat. Daraufhin zauberte er sogleich sieben verschiedene Sorten aus seinen Taschen hervor und fragte mich:

„Was für eine möchtest Du?“

Mir gefiel keine seiner Sorten, denn ich wollte eine Beedie, und mit anerkennendem Lächeln zog er daraufhin eine Beedie aus seiner rechten Seitentasche.

„Ich rauche auch am liebsten Beedies, sind am gesündesten,“ versicherte er mir, und noch ehe ich Danke sagen konnte fuhr er fort:

„Zigaretten rauchen ist mein Hobby, außer Geld verdienen. Ich rauche 50 Stück am Tag, schon jahrelang, was solls? Die einen kaufen sich alle naselang ein neues Auto, andere brauchen jeden Tag ne´ andere Frau zum bumsen. Du kannst übrigens heute abend zu n´er kleinen Party kommen, alles da, versteht sich, money is not the problem.“

Gebannt lauschte ich den Worten dieses Superfreaks, der, ebenso wie Rui Braganza, pausenlos reden konnte. Er kannte alle Menschen, die

sich hier um Geld kümmerten, u.a. den ewig torkelnden Neger, einen Superdealer, und einen hübschen Inder, der nur in Seidenanzügen herumlief und sich mehrmals täglich umzog. Aber wenn dieser hagere Ostfrieße auch interessant zu unterhalten wusste, war er weder ein Multimillionär noch ein reicher Geschäftsmann, sondern eher ein Bluffer.

Der entscheidende Grund meiner Abreise aber war wohl der, dass das Rumgammeln mit der Zeit langweilig zu werden drohte, wenn man nichts tat. Um mit etwas zu beginnen, fehlte mir aber, so absurd es jetzt klingen mag, die Zeit, denn in 20 Tagen war die Verabredung mit Wolfgang in Madras. Im Beisein dieser Gedanken erklimmte ich also den letzten Hügel vor der Bushaltestelle, um mich beim Abstieg ganz der betörenden Schönheit der Landschaft hinzugeben und mich daran zu erinnern, dass der ruhigste und zugleich aufregendste Monat meines bisherigen Lebens mit dem Besteigen des Busses ein Ende haben würde.

Es dauerte noch etwa 20 Minuten, ehe sich der Bus in Richtung Panjim fortbewegte, und ich verbrachte das Warten damit, in das jesushafte Gesicht eines sanften Jungen zu schauen. Jedoch vermieden wir es, unsere Blicke zu streifen. Es saß regungslos, die Beine übereinandergeschlagen, wie eine Statue, die Arme auf dem Oberschenkel gekreuzt, auf einem Findling. Fast ununterbrochen lächelte er, selig benommen, zum Meer hinüber, während die Sonnenstrahlen auf dem warmen Blau des Ozeans schillerten. Mochte für ihn die Zeit still stehen, meine Zeit in Goa war abgelaufen, als sich der Motor des Busses unter ächzendem Knattern zu bewegen begann und den Gestank dreier Schornsteine aus dem Auspuff blies. Nach drei Stationen stieg der ostfriesische Hobbyraucher zu, bat, indem er mich beim Vornamen nannte, um eine Zigarette für sich und seinen Begleiter, um dann auf der hintersten Bank Platz zu nehmen. Nach etwa 45 Minuten erreichten wir den stickeigen, luftverpesteten Busbahnhof von Panjim, wo ich erstmal zwei Cay trank, um meine ausgetrocknete, verdörrte Kehle anzufeuchten.

Hallo Indien – Goodbye Goa

Der morgendliche Fußmarsch hatte mich einigermaßen erschöpft und die hiesige Hektik war einigermaßen ungewohnt, sodass ich froh war, wieder auf dem Hartgummi eines Busses Platz zu finden. Auf dieser Fahrt lernte ich Earnie kennen, einen Engländer, mit dem ich fast eine Woche zusammen sein sollte, und als wir abends in Kundapura ankamen, empfing uns sofort ein Angestellter einer privaten Busgesellschaft, der Tickets für den Bus nach Mangalore verkaufte. Ohne zu zögern rissen wir ihm die Tickets aus der Hand, denn der Nachtbus ersparte uns immerhin die Hotelkosten für eine Nacht in Höhe von drei Rupien, und es blieb uns genug Zeit, uns mit einer kräftigen Abendmahlzeit zu stärken.

Die eigentliche Überraschung aber erfuhren wir gegen 22 Uhr, also zur angekündigten Abfahrtszeit. Inzwischen hatte nämlich Neu-Delhi gemeldet, dass am kommenden Tag alle privaten Busgesellschaften verstaatlicht würden und daher erst einmal Fahrverbot hätten! Da wir Mangalore bis 24 Uhr unmöglich erreichen konnten, war es logischerweise sinnlos, überhaupt loszufahren, und dann dauerte es eine Stunde, bis wir unser Geld zurückbekamen. In dieser Stunde lernten wir einen Zigarettenverkäufer kennen, der sich dafür entschuldigte, dass uns die indische Regierung derartige Unannehmlichkeiten verursachte, und mir ein paar Socken abkaufte.

Alsdann schickten wir uns an, ein Hotel aufzustöbern, und fanden eine weiß und grün gestrichene, fensterlose Zelle mit Bad, sprich Wasserkran, immerhin fließend kaltes Wasser, und Toilette, sowie einem Ventilator, der uns zwar in die Gefahr einer Erkältung brachte, dafür aber die blutsaugenden Mosquitos vertrieb. Obwohl wir den Ventilator mit 178 U/min rotieren ließen, blieb es köstlich warm, und Earnie unterlag der Versuchung, sich nur mit dem hauseigenem Betttuch zuzudecken, statt in den warmen Schlafsack zu kriechen. Zwar trug er keine Erkältung davon, jedoch plagten ihn am folgenden Tag etliche Flohstiche, und grundlos verdammten wir den Hotelbesitzer, der uns versichert hatte:

“Keine Flöhe und keine Wanzen!”

Aus Protest frühstückten wir in einem anderen Restaurant und fuhren dann mit einer staatseigenen Buslinie weiter nach Mangalore, wo wir gegen Nachmittag ankamen und als erstes eine Karte für den Zug nach Cochin kauften. Obwohl wir noch einen Tag in Mangalore blieben, war es nicht möglich, einen Schlafplatz zu reservieren, und wir erwarteten eine Zugsnacht in einem überfüllten Abteil.

An dieser Stelle schlägt mir das Gewissen, einmal etwas Positives über den in Europa heftig kritisierten Ausnahmezustand zu berichten. Bevor sich Frau Staatspräsidentin Indira Gandhi zu dieser Maßnahme entschloss, war es praktisch unmöglich, überhaupt einen Schlafplatz zu reservieren, denn reiche Schwarzmarkthändler kauften mit einem Schlag die gesamten Liegeflächen eines Abteils auf, um sie nachher zu horrenden Preisen unter die Leute zu bringen, wobei die vorhandene Kapazität der Schlafplätze nie voll ausgenutzt wurde. Heute dagegen geht man zum Schalter, füllt ein Formular aus, und bei einer durchschnittlichen Wartezeit von 2 Tagen bekommt man seine Reservation. Zwar ist es nicht immer einfach, seinen Platz auf Anhieb zu finden, denn die Platznummer erfährt man erst, anhand der Reservationslisten auf den Waggons, wenn der Zug bereits eingelaufen ist. Mit anderen Worten, bei den tumultartigen Zuständen auf indischen Bahnhöfen ist es erstens sehr schwierig, sich zu diesen Listen vorzukämpfen und zweitens enthalten sie oftmals eklatante Fehler, sodass man plötzlich seinen Namen nicht findet und glaubt, von den Behörden verschaukelt worden zu sein. In solchen Fällen half mir folgende Methode:

Ich schlich mich in einen Waggon, belegte auf gut Glück einen freien Platz und ließ die Dinge auf mich zukommen. Nach kurzer Zeit erschien dann todsicher ein Inder, der sein Recht auf diesen Platz anmeldete, doch ich behauptete dann steif und fest, dies sei der mir vom Schaffner zugewiesene Platz. Daraufhin unterzog sich mein beklagenswertes Opfer dann der Mühe, den Schaffner aufzustöbern und ihn zu

überreden, die Sache in die Hand zu nehmen. Das war nicht einfach, selbst für einen Einheimischen nicht, denn zumeist war der Schaffner von mindestens zehn Personen umringt, die alle irgendwelche Wünsche an ihn richteten. Mir persönlich ist es vollkommen unverständlich, wie man es überhaupt aushalten kann, Schaffner zu sein, doch diese Leute besitzen ausnahmslos eine unerschütterliche Ruhe, obwohl sie pausenlos bestürmt werden. Doch wie ging es nun weiter?

Nach durchschnittlich zehn bis fünfzehn Minuten kam der Inder dann zurück, den Schaffner hinter sich herziehend, und bat ihn, Recht zu sprechen. Natürlich war ich im Unrecht, aber da der Schaffner die Liste in der Hand hielt, sie lesen konnte und Englisch sprach, wies er mir mühelos meinen richtigen Platz zu, woraufhin ich mich nur noch herzlich bedanken konnte. Vielleicht werden sie über dieses Vorgehen lächeln, verehrter Leser, aber stellen Sie sich bitte mal vor, das würden alle so machen. Dann müsste nämlich jeder einen Platz belegen, ohne die Listen durchzustöbern. Einfach da, wo einer frei ist. Aber das ist für einige Typen schon Anarchie, und ein indischer Politslogan aus dieser Zeit lautete: „Ohne Disziplin kein Fortschritt.“

Dann kam die heiß gefürchtete Fahrt von Mangalore nach Cochin, auch bekannt unter dem Namen Ernakulum, die unglaublicherweise zu einem Vergnügen und einer der angenehmsten Fahrten überhaupt wurde. Zuerst ging es vorbei an goldgelbem Sandstrand und palmenwedelbedeckten Hütten. Tropische Wasserstraßen und Kanäle überquerten wir per Eisenbahn, dabei aßen wir ohne lange Pausen gebrannte Erdnüsse, Orangen und Apfelsinen und tranken an jeder Station cay. Ich las ein wenig in einer Touristenbroschüre und ließ mich kritiklos davon betören: „Der Süden Indiens, mit luxuriösen grün, in leuchtende Farben getaucht, von der Sonne durchdrungen, romantisch, ein Land der Sonne und Wärme, Tempel und Legenden, silbergesäumten Küsten, blauen Berge und grünen Reisfeldern. Ein uraltes Land, in dem das Leben geruhsam dahingleitet, die Zeit nie knapp ist.“

Genauso kam es mir auch vor, denn die Pracht, durch die wir mit der Lokomotive keuchten und polterten, ließ sich kaum noch in Worte

fassen. Außerdem, und das entsetzte mich am Wenigsten, war das Abteil so gut wie leer, eine Sensation für sich, bedenkt man das gewohnte Bild zusammengepferchter Leiber in den Abteilen dritter Klasse. Wahrscheinlich reisen die Leute hier nicht so gerne, bei 25 Grad Celsius in der Nacht und bei dieser Landschaft äußerst vernünftig. Die Waggons besaßen auch gar keine Fensterscheiben, einfach Löcher mit rot lackierten Eisenstäben, die waagrecht angeordnet waren. An der Decke hingen riesige Ventilatoren, dann las ich weiter:

„Sein warmer, goldener Strand lädt sie ein,.. Tempelglocken heißen sie willkommen... pikant gewürzte Speisen, noch würziger als die Luft, erwarten Sie... leuchtende, golddurchwebte Seiden stapeln sich in Läden... das sanfte Spiel von Veena und Flöte, die anmutigen Tanzbewegungen des Bharat Natyam ziehen Sie in ihren Bann... Leute falten die Hände zum Namaste – und begrüßen Sie.“

Das Realitätsbewusstsein verließ meinen Verstand. Ich entschlummerte sanft auf einer leeren Sitzbank und stellte mir vor, ein Maharadscha aus Cochin würde mich am Bahnhof empfangen und in seinen Palast einladen. Stattdessen weckten drei Inder aus weniger gutem Hause uns um drei Uhr morgens, sie waren wohl gerade neu zugestiegen und erhoben nun Anspruch auf die beiden Sitzbänke aus lackiertem Holz, die Earnie und ich mit unseren Rucksäcken in Beschlag genommen hatte. Sie schimpften wir die Rohrspatzen, als wir nicht sofort Platz frei gaben. Jedoch erhoben wir uns nur leicht, falteten die Hände zum Namaste und lächelten. Von ganz allein wurden sie dann ruhig, legten Zeitungen auf den Gang des Abteils und schliefen darauf.

Bei Sonnenaufgang erreichten wir am zweiten Februar Cochin, befeiligten uns, dem Zug ade zu sagen, und unsere Schritte hallten auf dem unbelebten Marmorboden eines menschenleeren, toten Bahnhofs. Wir verließen das hübsche Portal, ohne einen Schaffner, einen Bettler, einen Rikschafahrer oder überhaupt irgendein Anzeichen von Leben zu entdecken, was mehr als ungewöhnlich war. Bis wir um die nächste Straßenecke bogen!

Cochin ist an der Westküste Indiens gelegen, also eine Hafenstadt, und eine Straßenecke von den Docks entfernt findet man den Bahnhof. Wir befanden uns demnach nun an den Docks, wo eine Menschenansammlung von zehn Männern der Eröffnung eines cayshops zusah. Ich dagegen fieberte diesem Ereignis regelrecht entgegen, denn nach einer anstrengenden Reise ohne vernünftiges Bett hilft ein Morgentee Wunder gegen das Gefühl, sich überall kratzen zu müssen. Nur die Einheimischen hatten kein Verständnis für die Vorfreude auf einen Cay, und da ich im Gegensatz zu Earnie frisch wirkte, quälte man ausgerechnet mich mit entsetzlichen Fragen, um mir dann Angebote für alle auf dem Schwarzmarkt befindlichen Waren zu unterbreiten. Haifischzähne, Krokodilleder und Kerala Grass. Selbst das machte mich nicht munter, Earnie wunderte sich über die Preise und nachdem alles vorbei war, konnten wir endlich einen Tee zu uns nehmen.

Nach einem ordentlichen Feilsch mit dem Fährmann brachte dieser uns zum Willingdon island, das sowohl den Flughafen wie auch das Gästehaus der indischen Regierung beheimatet. Dort angekommen, ein Fuß von mir befand sich noch im Boot, der andere bereits auf dem Landungssteg, entriss man uns plötzlich das Gepäck, befahl uns Folge zu leisten und machtlos mussten wir diesen Kreaturen, die nicht einmal die Hände zum Namaste gefaltet hatten, Folge leisten. Wir wurden in ein Hotel geschleppt, wo man uns dem Hotelmanager vorstellte. Dem mussten wir dann erklären, wir hätten bereits eine Unterkunft, nämlich das Gästehaus der indischen Regierung. Einigermaßen fassungslos starrte er uns an und fragte, was wir denn dann bei ihm wollten.

Zu seiner Entschädigung frühstückten wir dann bei ihm, heilfroh, wieder im sicheren Besitz unseres Gepäcks zu sein. Zum ersten Mal kostete mein Gaumen die südindische Spezialität Masala dosa, deren Geschmack sich nur in den Tönen höchsten Lobes beschreiben lässt. Vorausgesetzt allerdings, die Magenbremsen sind intakt, damit es nicht zu rasender Verdauung kommt.

Aus einem sonnengelben Teig wird eine hauchdünne, knusprige Platte gewalzt, die knistert wie Pergament, und darauf knallt man einen würzigen, vegetarischen und mit einer Art Bratkartoffeln angereicherten Salat. Zum ersten Mal seit langer Zeit genoss ich wieder Kaffee bei diesem Frühstück, und im ersten Augenblick schien es, als würde man den Kaffee hier in Stereo trinken: in der linken Hand einen Silberbecher mit Milch und in der rechten einen Silberbecher mit Kaffee. Das Menschengeschlecht ist aber nun mal intelligent, und so lag der Gedanke nahe, die beiden Sachen einfach zusammenzugießen. Der Kellner schickte sich auch sofort an, das zu bewerkstelligen, er vergaß nur den europäischen Grundsatz: „Vorsichtig gießen, sonst könnte etwas daneben spritzen.“

Aus einem halben Meter Höhe ließ er den Kaffee in den Milchbecher stürzen, ging in die Knie, um das Gemix mit dem anderen Becher aufzufangen, schnellte hoch, demonstrierte einen Wasserfall aus Kaffee und er beherrschte mit seinen magischen Händen diesen Trick wie ein Balljongleur aus dem Zirkus. Bravissimo!

Diese artistische Prozedur wird in Südindien nicht nur von den Kellnern ausgeführt, vielmehr übt der normale Gast diese Kunst selber aus, wenn auch weniger geschickt, und nach einiger Zeit in Südindien war ich Profi in diesem Fach.

Ermattet, ermüdet, erschöpft und erfüllt vom Essen schlepten wir und dann bei aufkommender, mörderischer Hitze zum Gästehaus der Regierung, nur angetrieben durch den Gedanken an ein kühles Zimmer und die Erinnerung an ein Bett. Leider kannten wir den Weg nicht, und jede Fragerei nach ihm war eine Marter. In unserem Zustand wurden die üblichen Sprachschwierigkeiten zu gehässigen Belastungsproben für die Nerven, und konnten wir in den Worten eines indischen Passanten doch einen Richtungshinweis entdecken, so waren wir von dem Gespräch aufgrund der zu vielen überflüssigen Worte doch schon so dermaßen genervt, das wir das „Thank you“ mit arroganter Verachtung und hochgezogenen Augenbrauen in den Äther murmelten.

Dabei wären wir ohne die Hilfe dieser Menschen rettungslos verloren gewesen. Obwohl, vielleicht hätten wir weniger Umwege gebraucht, wenn wir uns aufs Glück verlassen hätten.

Nach einigen Umkreisungen fanden wir endlich die Herberge, und es stellte sich heraus, dass es zwei von der indischen Regierung betriebene Gästehäuser gab. Dieses hier war keinen Deut hübscher als das Hotel, in das man uns entführt hatte. Hingegen sollte das Gästehaus, das uns empfohlen worden war, am Meer liegen, von einem exotischen, schattenspendenden Garten umgeben sein und ausgestattet mit großen und komfortablen Zimmern.

Obwohl wir es für vernünftiger hielten, eine Nacht hierzubleiben, um uns zu erholen, fahndeten wir nach dem Motto „Jetzt erst recht“ weiter. Nach einer kleinen Rast, einer kleinen Erfrischung und einer ausführlichen Wegbeschreibung ging die Suche wieder los, diesmal ohne viel Hektik. Unterwegs trafen wir vier andere Freaks, die ebenfalls zu der Luxusbleibe unterwegs waren, und das kommende Unheil bahnte sich seinen Lauf. Das Objekt der Begierde ward schnell gefunden.

Der Manager schritt uns, mit weit ausgebreiteten Armen und einem unschuldigen Lächeln im Gesicht, entgegen und erzählte uns dann in belustigter Enttäuschung, dass kein Zimmer mehr frei sei. Wir überredeten ihn dahingehend, dass wir unser Gepäck in einem Abstellraum deponieren konnten, um eine andere Bleibe zu suchen. Das gelang allerdings erst, nachdem Earnie, in erbostem und scharfen Ton, eine Standpredigt darüber gehalten hatte, dass es seine Aufgabe sei, den Touristen zu helfen, und ihn die indische Regierung nicht bezahle, um bei jedem Wunsch „Nein“ zu sagen. Unter besseren Umständen hätte das dem Alten vielleicht genügt. Den endgültigen Sinneswandel dieses obskuren Burschen bewirkte jedoch erst ein Amerikaner aus unserer Gruppe, der mit dem Botschafter drohte, falls man uns nicht unverzüglich helfen wolle.

Vom Erfolg dieses Bluffs beflügelt, begaben sich die Vier nun auf Zimmersuche. Earnie und ich hingegen sanken ermattet im

exotischen Garten dieses Traumhauses danieder, um auszuruhen und auszuspannen. Nachdem die Sonne noch ein paar Grad höher gestiegen war – es war jetzt kurz vor 12 Uhr – erschien ein korpulenter Inder mit massigem Gesicht und dünnen, zerbrechlichen Marionettenarmen. Freundlich stellte er sich vor, schäkerte ein wenig herum, und gesellte sich endgültig zu uns. Zum Glück aller Beteiligten hatten wir uns in den betörend anmutigen Düften dieses Gartens bereits wieder soweit regeneriert, das wir trotz anfänglicher Sprachschwierigkeiten ein freundliches Gespräch führen konnten. Seinem äußeren Anschein zum Trotz erwies sich dieses dekadente Wesen als äußerst großzügig. Nicht nur, dass er uns Tee und Zigaretten anbot, sondern er stellte uns auch noch seinen Wohnraum mit Bad und Toilette in diesem Gästehaus zur Verfügung. Eine viertägige Reise galt es für ihn zu unternehmen, und von daher war es selbstverständlich, dass wir solange bei ihm wohnen konnten. Vorsichtshalber vergewisserten wir uns noch des Segens des Managers, doch das Wohnungsproblem war perfekt gelöst! Ich erlaube mir zu behaupten, dass selbst abgebrühtere Typen als ich sich in dieser Situation gefreut hätten.

Die anderen Vier, die am späten Nachmittag erfolglos zurückkehrten, konnten von dieser Neuigkeit auch profitieren. Sie ließen ganz einfach ihr Gepäck in unserem Zimmer und schiefen am Meeresrand des exotischen Gartens, d.h. am moskitofreien Strand. In unserem Zimmer hingegen konnte man sich nach Sonnenuntergang nur noch von Malarianetz zu Malarianetz unterhalten.

Nun ist Cochin keine Stadt im gewöhnlichen Sinne, sondern es besteht vielmehr aus mehreren Inseln unterschiedlicher Schönheit, deren wirtschaftlich stärkste Ernakulum heißt. Wir dagegen befanden uns in Willingdon Island, durch die jahrhundertalten, blauen, chinesischen Fischernetze auf Postkarten bekannt, hinter denen traumhaft die Sonne versinkt. Noch interessanter jedoch ist die Hauptgeschäftstraße, deren Reiz in den unfassbaren Widersprüchen wimmelnden indischen Lebens liegt. Tiere leben in dieser Strasse, Familien mit Kindern, die sich wohlfühlen wie auf einem Spielplatz, LKW-Fahrer kämpfen sich hier skrupellos voran, cm um cm, vermischen dabei ihre Abgase mit dem

Dampf kochender Mahlzeiten, wohlhabende Geschäftsleute stehen untätig in schmutztrotzenden, weißen Anzügen herum, es stinkt nach Fischen, Kot und Meer, und der Dreck kennt keine Grenzen.

Allein der Anblick erschöpft den verständnislosen Touristen, und lacht Dir einer der schwerbeladenen, schwächtigen Packer, die sich für einen Hungerlohn abquälen, mit einem strahlenden Lächeln ins Gesicht, so schämst Du Dich fast, zurückzulachen, denn für einen überzeugten Gesellschaftskritiker ist diese Straßeder Hohn all seiner Ideen. Glücklicherweise schuftende Sklaven! Meine Wissbegierde drängte mich, das Wesen dieser Menschen zu erkunden, doch ein näherer Kontakt zur hiesigen Bevölkerung blieb ein Ding der Unmöglichkeit, denn alles, was diese „erwachsenen Kinder“ kannten, war das Leben in dieser Straße und ihre Religion. Die Errungenschaften unserer Zivilisation kannten sie nicht, Macht und Geld, die Mafia, Spielhöllen oder Kaviar war Ihnen so unbekannt wie Nixon oder das weiße Haus.

Bei einem unserer Spaziergänge entdeckten wir eine Prozession, Priester thronten auf geschmückten Elefanten, schaukelten Haus für Haus ab, um ihren Segen auszusprechen, begleitet von Trommeln und diversen, schrill klingenden Instrumenten. Es war unglaublich, mit welcher beseelter Begeisterung die Musiker ihre Instrumente bearbeiteten, und zwischen den Elefanten wurde getanzt und geopfert. Für uns war es nichts als pompöser, abergläubischer Prunk, aber die Einheimischen begeisterten sich daran. Ich hätte nie gedacht, dass Religion ein derartig starkes Opium sein kann, aber es schien das Ein und Alles des hiesigen Lebens zu sein. Um aus dem Kopfschütteln herauszukommen, veranstalteten wir abends kleine Partys im Zimmer, auf denen der Ventilator die kleinen, blutsaugenden Mini Vampire in die vier Ecken des Raumes pustete und unsere Haare wehen ließ. Wir besuchten Sehenswürdigkeiten und aalten uns ab und an am Swimmingpool eines hiesigen Prachthotels.

Am Abreisetag erreichten wir gegen sechs Uhr abends Ernakulum, von wo eine Stunde später ein Schiff in tropische Wasserlagunen stechen

sollte, um uns eine bezaubernde nächtliche Reise nach Allepey zu beschern, dem Venedig des Ostens. Entsetzt mussten wir zur Kenntnis nehmen, dass das Boot unter einem Motorschaden litt, und zur Freude eines freundlichen Rikschafahrers, der somit neue Kundschaft bekam. Er besorgte uns zudem eine leidliche Unterkunft. Dabei radelte er allerdings einen unnötigen Umweg durch die halbe Stadt, der den Fahrpreis aufs zehnfache hochschraubte, in diesem Fall auf vier Rupien. Er sprach als erster von dem Fest, dass an diesem Tag in Ernakulum begonnen hatte, und jeder Inder, den wir ab jetzt kennenlernten, erzählte uns mehr darüber. Es handelte sich um ein siebentägiges Fest, eine religiöse Hindu Feier, die von den Hohepriestern, bzw. den Gurus, zelebriert wurde, und die Fröhlichkeit der Bevölkerung erschien mir als eine Mischung aus Ehrfurcht und Kirmestrubel. Am Eingang des Festplatzes, dessen Mittelpunkt der von hohen Mauern umgürtete Tempel darstellte, saß ein Wahrsager, dann kamen Verkaufsstände, die heilige Seife, Farbpulver fürs Gesicht, Spielsachen, Räucherstäbchen und allerlei bedeutungsvollen Kitsch feilboten, und dann, am Eingang des Tempels, befand sich die Schuhgarderobe, an der etwas wohlhabendere Personen ihre Schuhe in Verwahrung geben durften, denn der Tempel gewährte nur den Barfüßigen Zutritt.

Dann wurde es etwas mulmig. Gurus sahen uns mit durchdringenden Blicken an, geschmückte Elefanten kamen schwerbeladen mit ihren Rüsseln auf uns zu, heilige Handlungen wurden überall vollführt, und hätten uns nicht so viele freundliche Gesichter zum Bleiben eingeladen, wären wir verwirrt geflüchtet. Nach einer Weile gewöhnten wir uns an das ganze Treiben, und das Bild eines amerikanischen Touristen mit Kamera rief ein Lächeln in uns hervor. Er fragte uns, aus welchem Land wir kommen...

Das Faszinierendste in dieser Nacht, denn die Freude am Schlaf war uns bereits vergangen, begann um ein Uhr morgens und endete um sieben Uhr. Das Epos Ramayana wurde von ekstatisch tanzenden Pantomimen aufgeführt, und neben dem Mahabharata, einem legendären, 25 000 Jahre alten Werk, bestehend aus 19 Büchern, gehört das Ramayana zu dem beherrschenden Kern indischer Mythen. In 24 000 Doppelversen

wird Ramas Lebenslauf erzählt, und die wichtigsten Figuren dieser Erzählung sind außer ihm selbst Sita, seine treue Gattin, der Dämonenkönig Rawana und der Affenbeherrscher Sugriwa.

Rawana raubt die treue Sita, Rama verbündet sich mit Sugriwa und rettet seine Gemahlin, indem er Rawana tötet und dessen Heer besiegt, lautet die Inhaltsangabe. Doch in indischen Märchen ist immer der Geist, der sich hinter einer Erzählung verbirgt, von Bedeutung, und das Ramayana beinhaltet den Sieg des Guten über das Böse.

In dieser Festnacht befand sich keine dieser Fakten in meinem Wissensschatz, beileibe hinderte mich das aber nicht daran, den Geist hinter dieser Erzählung zu verstehen, denn es waren Kathakali Tänzer, die das Epos aufführten. Die Sprache des Körpers ist international, und der indische Tanz, eine hochentwickelte Kunst der Pantomime, spricht mit dem ganzen Körper. Alles, was durch Muskeln bewegt werden kann, wird bewegt, und jede Geste hat eine Bedeutung religiösen Ursprungs. Die Tänzer dieser Nacht gehörten alle einer Künstlerfamilie an, die die Tradition des Kathakali Tanzes seit 2000 Jahren pflegt. Der Tanz ist sowohl Broterwerb als auch der Sinn ihres Lebens. Zu ihren kunstvollen und fantastischen Kostümen kam ein vollendetes Make up, und auch die Farben ihrer Gesichter versinnbildlichten Gut und Böse.

Beim Tanzen beherrschten sie all das in höchster Vollendung, was man mir in meiner Kindheit zu üben verboten hatte. Sie ließen die Augen von oben nach unten stürzen, der Blick ihrer schielenden Pupillen wanderte in ungeahnte Weiten, und ihre Augenbrauen bewegten sich im Rhythmus von Tabla und Gesang, die den Tanz begleiteten. Ihre Köpfe konnten sie mit geschmeidiger Leichtigkeit über die Schultern heben, wie ich es nur von Zeichentrickfilmen und „Bezaubernde Jeannie“ her kannte, wobei ihre Grimassen und Fratzen dank jahrhundertealter Schulung unnachahmbar blieben. Kurz nach Beginn der Vorstellung stieg eine kleine Mondsichel am sternklaren Himmel auf und beobachtete das Spektakel, denn die Bühne war unter freiem Himmel, am Rand des Tempels, aus Bambusstäben und -Matten erbaut, so dass die Zuschauer in großer Zahl auf dem sandigen Boden

der Tempelumlaufbahn für Elefanten Platz fanden, ohne sich durch den Kot dieser Tiere abschrecken zu lassen. Die farbenprächtigen Bilder der Vorführung bannten die Augen, und die Leiden Ramas, die Freuden des bössartigen Rawana sowie ihr gigantischer Kampf wurden mit tiefster Hingabe dargestellt, so dass selbst ein Eingeborener aus dem Amazonas den Sinn, den Geist hinter der Geschichte hätte erahnen müssen. Lächeln, Freude, Angst, Abwehr, Schrecken und Zuneigung – die Mimik war so verblüffend einfach, dass mich das Gefühl übermannte, alles selbst in früheren Zeiten erlebt zu haben. Zweifelsfrei daran zu glauben gelang mir zwar nicht, denn das Gefühl kann täuschen, sagt man in Europa, auf jeden Fall aber war es ein aufwühlendes Erlebnis, und auch Earnie fand sich äußerst gut mit dem Motorschaden des Schiffes nach Allepey ab.

Um sieben Uhr morgens frühstückten wir dann im Hotel, und vor dem Entschlummern verweilte ich noch ein wenig am Fenster, um dem Treiben der Straßezuzusehen. Die Leute legten ein mysteriöses Verhalten an den Tag. Twens gingen händchenhaltend die Straße entlang, hübsche Blumenmädchen schritten scherzend einher, alte Frauen quälten sich mit Lasten ab, und nur ab und an erwiderte eins der Mädchen meine verlangenden Blicke. Mit Flirt hatte das allerdings wenig zu tun, es war pure Neugierde einem Ausländer gegenüber, denn Erotik schien das Letzte zu sein, mit dem man sich abgab. Nicht ein einziges Mal schaute ein Junge einem Mädchen nach oder umgekehrt! Entweder war man nur mit sich selbst beschäftigt oder mit seiner Begleitung. Selbst die dreisten Rikschafahrer in ihren bunten, verprunkten Fahrradlimousinen erdreisteten sich nicht, und verglichen mit dem, was ich hier sah, erschien mir das Verhalten der Inder Touristen gegenüber als unerklärliches Phänomen.

Am Abend arbeitete die öffentliche Verkehrslinie nach Allepey wieder normal und um sieben Uhr stachen wir in See. An ihren breitesten Stellen betrug die Ausdehnung der Wasserstraße höchstens 300 Meter, und obwohl ich nie in meinem Leben Schiffsbau studiert habe, wage ich zu behaupten, das ein leichter Sturm das Tuckern unseres Kahns

abrupt beendet hätte. Aber die Nacht blieb warm wie der sanfte Wind, und kleine Häuser mit bunten Irrlichtern, palmenumsäumt, zogen an uns vorbei. Halbstündlich stoppten wir an Anglerstegen, um Menschen ein – und aussteigen zu lassen. Die Beine auf dem roten Rucksack, den Kopf auf dem Schlafsack, und unter mir eine morsche Holzbank, so widmete ich mich gegen Mitternacht dem Schlaf und erwachte erst nach vier Stunden, als die unübertönbare Sirene des Schiffes durch die Stille des Universums die Ankunft in Allepey verkündete. Es war die letzte gemeinsame Stunde mit Earnie, denn ihn zog es weiter in die zermürende Hitze nach Ceylon, während ein Ausflug zum Wildreservat Thekkady auf meinem Programm stand.

„Take it easy and have a good trip“ lauteten die harten Abschiedsworte, die man in derartigen Situationen, unter warmen Lächeln und einem letzten, freundschaftlichen Blick, austauscht. Zum Andenken an Earnie, der auch mit Edelsteinen handelte und eine beachtliche Anzahl davon in einem Tuchbeutel mit sich führte, besaß ich zwei Saphire aus Thailand von ihm, die er eigenhändig dort aus den Minen herausgeholt hatte. Nur seiner Geldknappheit hatte ich es zu verdanken, das er sie gegen ein paar Textilien und Rupien abgab. Den Moonstone Saphir ließ ich bei nächster Gelegenheit zu einem Ring verarbeiten, den ich mit Freude und Stolz trug.

Anschließend trug mich ein kleines Boot nach Kottayam, über einen Wasserweg, der die Breite eines vernünftigen Schlossgrabens nicht übertraf. Im Gegensatz zu so einem Graben verlief er schnurgerade, war vollkommen mit Grünpflanzen bewachsen und von Palmen und grünen Reisfeldern umsäumt. Die Einheimischen, die am Ufer des Baches wohnten, lächelten uns freundlich zu, und an Geräuschen gab es nur das Schwirren und Piepsen exotischer Vögel, das Planschen der Wellen ans seichte Ufer und den Lärm des Motors zu vernehmen. Es war alles sehr verträumt, und unentwegt erinnerte mich das an die Miniaturstadt Madurodam in Holland, wo das Leben ebenfalls still zu stehen scheint. Nach zwei Stunden dann Ankunft in Kottayam, dessen Kirchen und

Tempel mich von vornherein kalt ließen. Dann ein halbstündiger Marsch in die Innenstadt und eine einstündige Suche nach dem Busbahnhof: Fragen nach dem Weg, falsche Antworten, unverständliche Antworten, keine Antworten, Hitze, Kühe und Fliegen, doch ich kam an. Dann eine Reismahlzeit, eine sogenanntes „Meals“ im Bahnrestaurants und um zehn Uhr Abfahrt nach Thekkady.

Auch diese sechsstündige Fahrt versprach einiges an landschaftlichen Reizen, und anfangs beschlagnahmte ich einen ruhigen, geräumigen Fensterplatz. Vor der Abreise aus Cochin hatte ich Bedenken, überhaupt nach Thekkady zu fahren, denn es liegt 120 km im Landesinnern, und als kundiger Wetterprophet mutmaßte ich eine höllische Hitze, weil schon das an der Küste gelegene Cochin eine extreme körperliche Belastung bedeutet hatte. Dazu kam, das ich einen anderen Reisenden getroffen hatte, der das Landesinnere auf der Höhe von Bombay, also 600 km nördlich von hier, bereist hatte. Er beschrieb das Leiden folgendermaßen: „Das Einzige, was du den ganzen Tag lang tust, ist Schatten suchen, Durst löschen und zwischen drei und sechs Uhr morgens, wenn die vom Boden abgegebene Hitze schwächer wird, kannst Du versuchen, zu schlafen. Im Sommer vertrocknet man.“

Im Touristenbüro befreite man mich von dieser Ernüchterung und offenbarte nackte Tatsachen. Thekkady liegt in den Bergen, sodass es tagsüber zwar angenehm warm ist, nachts aber angenehm kühl. Somit stand dem Besuch des dortigen Wildreservats nichts mehr im Wege, und vom Fensterplatz des Busses aus sah ich schon bald die Berge im Vordergrund. Es ging vorbei an prächtigen Gärten, durch dichten, grünen Dschungel, vorbei an Teeplantagen und vorbei an Peermade, einem exklusiven, kleinen Ort mit Golfplatz. Sowie die Landschaft immer anmutiger wurde, so wurde die Fahrt immer entmutigender. Die schlechte Straße und die Busfedern ließen ein Gehuckel zu, das mir den Magen aus den Angeln hob, und zudem stiegen unentwegt Menschen zu, was nicht nur Atemnot, sondern auch Platzangst hervorrief. Aber obwohl mein Körper SOS funkte, blieb mir nichts übrig, als mich von der Landschaft fesseln zu lassen, denn jeder Gedanke an die missliche

Lage verschlimmerte den Zustand nur. Bleich und erschöpft wankte ich nach sechs Stunden aus dem Bus und nahm das erstbeste Hotelzimmer, auch wenn es an eine Gefängniszelle mit Mietwucher erinnerte. Endlich hatte ich ein Bett, auf dem man sich ausstrecken konnte, eine Toilette gleich um die Tür und Wasser. Nach halbstündigem Schlaf mit halbirren Träumen begann ich mit einem halbwegs erneuerten Körper Yogaübungen, die ich in Deutschland mithilfe eines populären Bestsellers erlernt hatte. Es half! Ich konnte es kaum glauben. Zwar veranstaltete mein Magen ein kleines Musikkonzert, aber danach fühlte ich mich frisch wie von schwerer Krankheit genesen, und wanderte sechs Kilometer zum Wildreservat. Eine zweistündige Wanderung durch einen natürlich entstandenen Botanischen Garten folgte. An den Seiten wucherten riesige Bäume, raspelnde und wispelnde Farnhaine durchflöteten den Zauber ozonreicher Frischluft, kleinere Tiere hopsten herum, und bald gingen die Beine so gemächlich, das ein Marathonläufer wie ein Porsche an mir vorbeigesaust wäre.

Es begab sich aber, dass sich vor dem See, der wie eine Schlange mit Armen das gesamte Wildreservat durchzieht, ein prächtiges Hotel entstanden war, und von beängstigenden Krämpfen geschüttelt, schrie mein Magen wieder: "Toilette!" Das Echo dieses Wortes wollte nicht verhallen, und trotz meiner Hippiekleidung und den beschmutzten Füßen wagte ich es, in das Innere des Palastes vorzudringen. Ich sammelte alle mir verbliebenen Kräfte, schritt stolz auf den Türsteher zu, deutete eine sachte Verbeugung an und stammelte bedeutsam, aber dezent gestikulierend:

"Have a nice day, where is Mr. Charles Rockefeller, conversation, ya know. The show must go on, it s really important."

Und schon hatte ich ihn passiert. Vielleicht war er verblüfft gewesen, ohne meine Worte irgendeinem menschlichen Wesen zuordnen zu können, vielleicht hatte er meinen beeindruckenden Worten auch gar nicht gelauscht, jedenfalls fand ich ungesehen eine Tür mit der Aufschrift „Gentlemen“ – was mich nicht hinderte, die Tür aufzureißen. Welch ein Anblick! Seit dem 15. November hatte ich keine Luxustoilette

mehr gesehen und jetzt, in dem erbarmungswürdigsten Zustand, den mir das Schicksal seit Beginn meiner Reise zugefügt hatte, erspähnten meine brennenden Augen einen Ort, der mich zutiefst an die keimfreie Atmosphäre eines deutschen Badezimmers erinnerte. Ein Gefühl der absoluten Sicherheit bemächtigte sich meiner, erleichtert atmete ich auf, denn dieser Ort gestattete es den Gedärmen, sich in Ruhe und Bequemlichkeit auszutoben. Ich hätte das Möbelstück küssen können, und sicherlich half alleine dieser Glückstaumel, die Magenverstimmung zu beheben, denn nach einem halbstündigen Aufenthalt an diesem Ort strafte mich tagelang kein Bauchweh mehr.

Schlich man aus dem Hotel in die gepflegte Idylle des Gartencafes, so gelangte man zu einer vierteiligen Treppe, die zu dem besagten See führte.

Genauer gesagt führte sie zum Bootsanlegeplatz der Seedampfer, die von morgens bis abends, mit Touristen bevölkert, über das stille Wasser jagten. Die Natur bewies hier, dass sie der größte unter allen schöpferischen Künstlern geblieben ist, denn sie hatte ein Gewässer entworfen, das im Vergleich zu außerirdischen Wasserstellen sicherlich konkurrenzfähig bleiben kann. An Fläche nicht der Rede wert, an Umfang sicherlich ein Tagesmarsch, bildete es ein Labyrinth an Wasserarmen, und ein gerodeter Wald drang aus dem Wasser zur Oberfläche und bis zu fünf Metern darüber hinaus. Selbst ein Dinosaurier hätte mich nicht mehr schockieren können, und in Begleitung eines Deutschen, der mir von Cochín her bekannt war, verbrachte ich den Sonnenuntergang am Ufer des Sees.

Süße Vogelstimmen durchdrangen die lautlose Stille, das Gebrüll wilder Tiere durchschmetterte zeitweilig das Gelände, und wir beobachteten eine Elefantenfamilie eine Stunde lang beim Baden. Es war eine anmutige Zeremonie, wie ich sie bei Elefanten nicht zu erleben gewagt hätte. Diszipliniert und graziös. Zum ersten Mal wurde mir der Unterschied zwischen einem Zoo, einem künstlichen Safaripark und freier Natur vor Augen geführt. Ein Unterschied wie Tag und Nacht, ein

Gegensatz wie zwischen Gefängnis und Freiheit.

Die große Attraktion von diesem Reservat aber war die Seedampferfahrt. Die kommende Nacht – also die Nacht vor meiner Seedampferfahrt – hatte ich mit dem neuen deutschen Freund auf den Bänken eines Picknickplatzes durchträumt, denn das Erlebnis einer Nacht unter freiem Himmel in urwüchsiger Natur konnte kein Hotel bieten, und so erwachten wir bei Sonnenaufgang, spürten die belebende Wärme des Kometen und gingen zum See um Tee zu trinken. Alles war frisch von morgendlichem Tau, und eine halbe Stunde nach dem Aufstehen verabreichte das Schiff dem See neues Motoröl. Erst während der Fahrt lösten sich die durchsichtigen Nebelschweden und flogen davon. Unbeweglich, versteinert und stolz standen Schlangenhalsvögel auf den kahlen Baumstämmen inmitten des Sees, die das Schiff zum Slalom zwangen. An den Ufern entdeckte man Spuren tierischen Lebens, u.a. eine Wasserschlange, eine Otterfamilie und Fischreiher. Als eine Elefantenherde auftauchte, hielt der Kapitän gleich zehn Minuten an, damit die Fahrgäste knipsen konnten. Dennoch, es war mehr die Atmosphäre und der landschaftliche Reiz, der diese Tour zu einem außergewöhnlichen Ereignis stempelte, als die Vielfalt tierischen Lebens, denn weder Geier noch Bären oder andere angekündigte Tierraritäten zeigten sich. Die Fahrt dauerte zwei Stunden, und nur ein Floß hätten den Trip noch origineller gestalten können.

Der Ort Thekkady als solcher war eine einzige, unfreundliche Geschäftemacherei, und die Einheimischen hatte der Tourismus zu entwildeten, gelangweilten Unzufriedenen verzogen, deren Zeitvertreib es war, Ausländern auf unerfreuliche, aber harmlose Weise nachzustellen. Als sparsamer Tourist, der Land und Leute in Freundschaft kennenlernen möchte, war dieser Ort ungeeignet. Folgender Fall ist dafür exemplarisch:

Sie gehen in ein Restaurant und bezahlen für eine Cola 30Pfennig. Der offizielle Preis, auf Regierungsverordnung basierend, ist aber 20 Pfennig. 10 Pfennig Unterschied ist für viele nichts, aber für einen Inder

viel Geld. Weiß man um den legalen Preis und zahlt nur 20 Pfennig, so ist man ein verhasster Mann, zahlt man hingegen den verlangten Preis, ist man ein dummer Tourist. Die Barriere zwischen einem Touristen und einem Einheimischen ist also schier unüberwindlich.

Das hört sich vielleicht tragisch an für den Touristen, doch war ich wirklich froh nicht hier geboren zu sein. Ein Hilfsarbeiter in Deutschland, für viele der schlimmste Beruf, den man ausüben kann, könnte bei asketischem Lebenswandel 1000, – DM monatlich sparen, eine Summe, die ein gutverdienender Inder in guter Stellung nicht im Jahr beiseite legen kann. Ein Niemand aus Deutschland, man verzeihe mir diese materielle Bewertung, ist ein König in Indien, und somit ist jeder Ausländer reich.

Thekkady liegt an der Grenze zwischen Kerala und Tamilnadu, zwei indischen Bundesstaaten also, und am Police Checkpoint von Kerala teilte mir ein englischsprachiger Beamter mit, dass sich die Bushaltestelle für den Bus nach Madurai hinter dem Checkpoint von Tamilnadu befände. Das bedeutete einen Fußmarsch von 500 Metern, bergauf und bergab, bei drückender Hitze mit einem schweren Rucksack auf dem Rücken, aber es ließ sich machen.

Leider hatten sich die argen Thekkadyaner einen letzten üblen Scherz mit mir erlaubt, denn von einer Bushaltestelle war nach vier Kilometern immer noch nichts zu entdecken. Erschöpft von diesem Marsch durch eine zweifelsfrei romantische Gebirgslandschaft hielt ich inne, lehnte den Rucksack an einen Baum und setzte mich auf die Erde. Überall hopsten Affen in den Bäumen herum, schwangen sich die Äste entlang und flogen durch die Luft, und ich überlegte ernsthaft, ob ich nicht einen dieser lustigen Spaßvögel zu meinem Begleiter ernennen sollte. Während ich also damit beschäftigt war, einen Namen für meinen neuen Gefährten auszudenken und mich an der swingenden Lebensfreude dieser Kreaturen erfreute, hielt plötzlich ein Motorradfahrer mit seinem Begleiter an, und da er englisch sprach, quetschte ich erstmal die Entfernung zur nächsten Bushaltestelle aus ihm heraus. Welche Lethargie überfiel mich, als ich hörte, dass sich diese im nächsten Ort

befände, in einer Entfernung von 15 Kilometern. Die Lust am Affen verging mir im Nu.

Zwar erübrigt sich die Erklärung, das Busse in Indien auch dann anhalten, wenn gar keine Haltestelle ausgeschildert ist, aber hier fuhr kein Bus, und ein Taxi erschien mir in Anbetracht meiner Finanzen als unerlaubter Luxus. Also empfahl sich als letzter Ausweg das Trampfen, und als nach zehn Minuten ein Fahrzeug auftauchte, hielt ich kurz entschlossen den Daumen heraus.

P.C. George, ein reicher Kottayaner und Besitzer dieses schwarzen Ambassadors, dem indischen Luxusauto schlechthin, sah das und befahl seinem Chauffeur mich mitzunehmen. Es wurde eine bequeme Fahrt inclusive angenehmer Konversation, und nach etwa 100(!) km setzte er mich am Busbahnhof einer Kleinstadt ab, wo ich innerhalb von 15 Minuten entsetzlich beeindruckt wurde.

Der von Menschen wimmelnde Busbahnhof, viereckig und nicht asphaltiert, lag eingehüllt in einer Wolke aus Motorabgasen und aufgewirbeltem Dreck. Es war heiß, etwa 14 Uhr, die schattigen Plätze besetzten die Besitzer von Verkaufsbuden. Um meine Coca-Cola schwirrten Hunderte von Fliegen, und weitere Tausende von Ihnen säumten die Haufen halbiertes, ausgetrockneter Kokosnuss-schalen. Es stank nach Scheiße und Fäulnis, so dass ich nach wenigen Minuten vor Ekel und Hitze gleichzeitig ins Schwitzen kam, und hinzu kam das Bettler und Krüppel eine unmenschliche Horrorshow vor meinen Augen abzogen. Dies war die Hölle. Jeder wusste, dass ich Geld geben konnte, und dementsprechend wurde ich von allen angestarrt, aber ich hatte Angst, dass jeder Bettler ankommen würde, sobald ich einem von ihnen etwas geben würde. Es war entsetzlich. Auf ihren verstümmelten Knien hockten diese Krüppel, mit blutunterlaufenen, glasigen Augen, allein der Anblick flößte Grauen ein. Andere zitterten am ganzen Körper, und mit ihren warzenbedeckten, knochigen Fingern versuchten sie mich anzufassen, verzweifelt um Gnade flehend mit einer übernatürlich quälenden Stimme.

„Alles was Du deinem Nächsten tust, tust Du mir“ hat Jesus einst gesagt, und jeder Christ, der diesen Satz einmal gehört hat, wird in einem solchen Moment daran erinnert. Ich wusste nicht, ob Leprakrake ansteckend sein können, und weiß es bis heute nicht, aber ich hatte panische Angst, von diesen Kreaturen berührt zu werden. Am ganzen Busbahnhof schaute ich in kein lächelndes Gesicht, und eine unerträgliche Spannung lag in der Luft, die wohl nur da aufkommt, wo Menschen zusammentreffen, die nichts zu essen haben, und solchen, die zuviel haben. Ich wagte kaum, mir eine Kokosnuss zu kaufen. Zudem wollte oder konnte mir niemand sagen, wo der Bus nach Madurai abfährt, und etwas wie wütendes, hassendes Mitleid, gemixt mit dem Gefühl von Skrupellosigkeit und Verachtung bemächtigte sich meiner. Mit 100 DM hätte ich den Durst und den Hunger von 300 Menschen stillen können, oder ich hätte eine Handvoll Kleingeld in die Menge schmeißen können und sie somit abgeschüttelt, aber ich hatte keines. Ich begann Indien zu hassen, denn ich konnte nicht alle Hungernden von ihrem Elend zu erlösen. Allein, die Oberschicht Indiens, diese sagenhaft reichen Personen, hätten das vermocht, und vielleicht war es genauso skrupellos von den Bettlern, immer die Ausländer zu martern statt ihre Landsleute, von denen sie wie Fliegen verscheucht wurden.

In Indien ist Betteln ein Beruf, und Eltern verstümmeln die eigenen Kinder, damit sie betteln können, erzählte man mir, und noch heute werden in manchen Gegenden Menschenopfer dargebracht, um Götter zu besänftigen. Ich bin so gegen diese Fakten eingestellt, dass ich mir die Philosophie zurechtgelegt hatte, keinen Bettler zu unterstützen, sei es Schauspielerei oder nicht. Denn es gibt reiche Bettler, aber wenn jemand vor dem Verhungern ist, ist Mitleid da, und eine Philosophie nutzt nichts.

Als ich endlich im Bus nach Madurai saß, konnte ich nur noch meine Augen schließen, doch ich war zu aufgedreht, um in den Zufällen dieses Tages einen Sinn sehen zu können.

Madurai ist die berühmteste Tempelstadt in Südindien, und der Tourist

zweifelt an seiner Allgemeinbildung, wenn er noch nie etwas von dem Meenakshi Tempel gehört hat. Mir kam das Gebäude etwas labyrinthartig vor, und die geometrische Struktur, die diesem Bauwerk zugrunde liegt, kann ein europäisch denkender Mensch kaum entschlüsseln, obwohl – steht man auf einem der vielen Türme – eine gewisse Harmonie der Formen zu verspüren ist. In den Hallen dieses Tempels lag teilweise eine erregende Ruhe, im totalen Gegensatz zu der zwei km langen Hauptstraße, die zu ihm führt.

Unweit entfernt lag mein Hotel, und um sieben Uhr morgens brach auch für mich der Tag an. Aus blechernen Megaphonen trillerte eine zermürende Tempelmusik, die den Schleier der Nacht aus dem Kopf verscheuchte und stechende Kopfschmerzen verursachte. Am ersten Morgen hielt ich diese Kopfschmerzen noch für eine Folge der anstrengenden Reise hierher, aber dann kam der Geistesblitz: Das Hotel verlassen und einen ruhigen Ort aufsuchen! Das war die sagenhaft erholsame Therapie gegen diesen Lärm. Man vermochte sich bestimmt daran gewöhnen können, aber das wollte ich mir nicht zumuten, und so kam es, dass ich jeden Morgen für zwei Stunden das Hotel verlassen musste, bis die kompetenten Gurus um neun Uhr die Musik abschalteten. Bei einem dieser morgendlichen Spaziergänge bot man mir sogar eine Prostituierte an, und als ich auf meine Uhr sah, die aufkommende Hitze bedachte und den Kopf schüttelte, versuchte man mir Drogen usw. anzudrehen. In derartigen Fällen war es immer von Nutzen, ein leeres Portemonnaie vorweisen zu können.

Die angenehmste Erinnerung, die mir von dieser Stadt geblieben ist, ist die Erinnerung an ein Restaurant, dessen Namen ich, würde ich ihn wieder hören, sicher identifizieren könnte, aber von allein fällt er mir nicht ein. Seit der Abreise aus Cochin war mein Körper, was die Nahrungsaufnahme betrifft, aus vielerlei Gründen aufs Äußerste vernachlässigt worden, und da Madurai eine große Stadt ist, lag es nahe, diesem katastrophalen Zustand in einem guten Restaurant ein Ende zu bereiten. Bei der Suche nach einer guten Küche lasen meine Augen an der Tür des besagten Hauses: „Meals 2.75“

Bei der Übersetzung für „Meals“ falle ich in Versuchung, Menü zu sagen, denn man kann in einem Restaurant der Mittelklasse nichts anderes als „Meals“ bekommen, jedoch würde mich ein Franzose daraufhin steinigen. Zu Recht, denn während ein französisches Menü an Abwechslungsreichtum nichts zu wünschen übriglässt, ist „Meals“ immer Reis mit ein paar unterschiedlich scharfen Gemüsesorten. Bei der Entdeckung dieses Schildes erinnerte ich mich zunächst an eine „Meals“ für eine Rupie, bei der allerdings kaum der Reis zu verdauen war, aber da ein normales „Meals“ 1.75 kostet, erwartete ich schon ein bisschen mehr beim Betreten des Lokals. Doch was mir dann geboten wurde, übertraf alle Erwartungen.

Zum Reis gab es die erlesensten exotischen Delikatessen, und obwohl einiges davon zu scharf war für meinen Gaumen, gab es eine Vielfalt an Geschmacksrichtungen zu kosten, wobei der Reis noch mit prächtigen, wohltuenden Soßen verziert wurde. Das Wasser schmeckte so gut wie in Teheran, laut Reiseführer die Stadt mit dem besten Trinkwasser Asiens, und man konnte essen soviel man wollte. Zum ersten Mal tauchte in meinem Hirn der Gedanke auf, ich könnte die indische Küche in Europa vermissen. Drei Portionen überstand ich ohne Schwierigkeiten, und danach gab es Dancing-Coffee, eine südindische Cocktail Kaffee Spezialität, die man mit Strohhalm genießt. Ich war zufrieden wie lange nicht mehr.

Hinter dem Restaurant stand eine Fußballarena, nur aus Bambusstangen, Bambusmatten und Bambusbänken erbaut. Fassungsvermögen etwa 5000 Zuschauer. Ein Wahnsinnsbauwerk. Allerdings muss sich der indische Fußball erst noch mit der Tatsache abfinden, dass der Ball rund ist. Zumindest konnte ich mir die Geistesabwesenheit und die geradezu abergläubisch ängstlichen Blicke der Akteure auf dem Rasen nur so erklären.

Eine weitere Abwechslung bot der Filmpalast Madurais, wo ich bei meinem dreitägigen Aufenthalt in dieser Stadt drei Vorstellungen

beiwohnte. Als einer der ersten Gäste kam ich wenigstens hier in den Genuss vernünftiger Pop-Musik aus Stereolautsprechern, die grundsätzlich vor dem Hauptfilm gespielt wurde. Die Inder selbst gingen wohl hauptsächlich ins Kino, um westliche Frauen, Autos, Bars, Haarschnitte, Kleider, Städte, Landschaften, Wolkenkratzer und andere, ihre Phantasie anregende Errungenschaften der westlichen Zivilisation kennenzulernen. Dabei verlor auch ich die Ernsthaftigkeit, die ich früher der Handlung beimaß, denn was Hollywood produzierte war hier alles Science Fiktion. Lebt man monatelang unter Indern, so glaubt man kaum, einer Welt zu entstammen, in der die Menschen angesehenere sind, je kühler sie sich geben, und wo Lächeln mancherorts verboten zu sein scheint. Die Inder schienen mir hier immer sehr fröhliche Menschen zu sein.

Dann flüchtete ich aus der Hitze Madurais in den Sommerkurort Kodaikanal, der in den Bergen liegt und sozusagen Mittelmeerklima hat. Er ist eine Bergoase, die über den Tempeln der heißen, südindischen Ebene thront, und überall atmet man den Duft wilder Pflanzen. Ein Schüler der dortigen Privatschule für reiche Ausländer fragte mich stolz, ob ich auch schon einmal Haschisch geraucht hätte, und klärte mich auf, dass es gar nicht so gefährlich sei. Man sah es ihm nicht an.

Es gibt hier ebenfalls einen Golfplatz, zwei herrliche Seen, einen Bootsclub, ein Pavillon für Open air Tanzabende, Billardtische, Autos und einfach alles, was man als zivilisationsverbannter mit nach Indien nehmen würde. Als Folge davon geht es den Indern hier besser als in Indien und ich schrieb ausnahmsweise ein Gedicht.

Kodaikanal, 16. Februar 1975, Walkers Lane

*Wo die Luft so rein ist, das frisches Ozon die Poren der Haut belebt
Und wo es so leise ist
Dass das Schlagen von Schmetterlingsflügeln
Wie ein Schlagzeugsolo über Kopfhörer klingt.
Anbruch der Nacht
Von schleierhaftem Nebel umhüllt
Wirft schwarze, lange Schatten
Unbeweglich und starr
Auf herab fallende Terrassen
Seines majestätischen Volkes
Der höchste der Berge
höher nur steigt
Die Silberpupille der Nacht
Von schwebender, ruheloser Gischt umhascht
Vom schneidenden Wind gepeitscht
Vom Rascheln duftender Zweige geschmückt
Metallenes Antlitz ohne Schweiß
Süßer Wille den Engelsitz umkreist
Dorthin der Dampf rotgoldenen Feuers steigt
Und tiefe, verborgene Erde vergisst
Farbenfrohes Tageslicht
Metall, durch Kälte und Nacht
Wirft fahle Schatten
Auf einen träumenden Planeten
Ohne Adern, ohne Blut – ein Kraterhut*

Die Busfahrt von diesem herrlichen Plätzchen nach Kiligund erfolgte nach drei erholsamen Tagen, und von Kiligund fuhr der Zug nach Madras. Leider gab es nur noch Fahrkarten 3. Klasse. So musste ich entscheiden, ob ein Bus einem 3. Klasse Abteil der Vorrang zu geben sein oder ob es doch besser war zu trampen, d.h. per Ambassador oder Ochsenkarren nach Madras zu fahren. In Anbetracht der Unsicherheit,

die zum Trampen dazugehört, entschied ich mich für den Zug, wo ich schon überleben würde. Das sagt wiederum alles über mein Verhältnis zu den Bussen.

Auf das Schlimmste gefasst, erwartete ich apathisch den Zug, drängte mich dann in einen Waggon, und fand zu meinem eigenen Erstaunen einen freien Platz gegenüber der Toilette, wo ich den Schlafsack über der harten Bank ausbreiten konnte und gemütlich saß. Des Gestankes wurde ich Herr, indem ich die Waggontür öffnete, und die dadurch aufkommende Erkältungsgefahr bekämpfte ich mit warmer Kleidung. Neben mir hockte eine Bettlerin, die die ganze Zeit hindurch ihre Hand zum Mund führte, was jedoch keine Aufforderung zum Küssen darstellte, sondern ihren Hunger veranschaulichte. Ich teilte meine Reiseverpflegung, bestehend aus Biskuits und Bananen, mit dieser ansehnlichen, jungen Frau, und sie dankte es mit einem beglückten Lächeln. Wahrscheinlich aß sie zum ersten Mal in ihrem Leben derartige Delikatessen, als ich sie jedoch zum Cay einlud, lehnte sie ab. Versteh einer die Frauen.

Das widerwärtigste in dieser Nacht waren die Inder, die sich unentwegt zur Toilette begaben. Sie zwängten sich an mir vorbei, blieben vor mir stehen, begafften sich erstmal stolz im Spiegel, schauten mich dann wie das 13. Weltwunder an und jedes Mal, wenn die WC Tür geöffnet wurde, mussten meine Beine ihre Stellung ändern. Sehr abwechslungsreich. Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, das die Inder nur auf Toilette gehen würden, um einen Vorwand zu haben, mich zu begutachten, aber man gewöhnt sich an alles. Bei Sonnenaufgang erreichte der Zug am folgenden Morgen Madras, und, angenehm überrascht, erblickte ich eine Gepäckaufbewahrungsstelle, sodass ich mich endlich mal wieder unbeschwert bewegen konnte.

MADRAS

Erschöpft, körperlich und nervlich angeschlagen, und beinahe zu müde um zu schlafen, verließ ich die Eisenbahnstation durch das altviktorianische Bahnportal und wunderte mich, dass sich die Rikschafahrer ruhig verhielten. Ohne belästigt zu werden, gelangte ich zu einem vornehm wirkenden Hotel. Dort putzte ich mir die Zähne, wusch mein Gesicht und die Hände und bestellte dann ein Frühstück beim fassungslosen Personal. Spiegeleier, Toast und Kaffee vertrieben die Flauheit aus meinem Magen, und dann hieß es „Auf zum Tourist-office.“ Dort öffnete man gerade. Ich nahm auf einem der weichen Polstersessel Platz, genoss meine morgendliche Gelassenheit und ließ mich bedienen. Man beschenkte mich mit Broschüren und einem Stadtplan, der ohne Anleitung ausgehändigt wurde. Ein unverzeihlicher Fehler, wie sich bald herausstellte.

Seit Anbeginn der Reise hatte ich nichts von zu Hause gehört, weder von meiner Familie noch von Freunden, was aber nicht an der Schreibfaulheit dieser Personen lag, sondern einzig und allein der Tatsache Rechnung trug, dass ich bisher nie eine Adresse angeben konnte. „Madras-Poste restante“ lautete die Anschrift, die ich der Heimat mitgeteilt hatte, und in freudiger Erwartung, die alle Schläffheit aus mir vertrieb, dachte ich an die Post, die mich hier erwartete. Außerdem, der aufmerksame Leser wird sich erinnern, hatte ich meinen Freund Wolfgang, der schon in Katmandu unauffindbar gewesen war, hierher beordert, und es lag immerhin im Bereich des Möglichen, dass er meine Ankunft schon erwartete und eine Unterkunft bereithielt. Also trieb es mich, das Post Office aufzusuchen. Da es laut Stadtplan höchstens einen Kilometer entfernt sein konnte, entschied ich mich zu einem Spaziergang der freudigen Hoffnung.

In meinem Übereifer studierte ich den Stadtplan nur flüchtig, und übersah dabei, dass er beinahe ein antikes Stück darstellte. Die Skizzeure jener Zeit befanden sich augenscheinlich in einem Entwicklungsstadium, welches dem Begriff der Maßstabstreue noch wertfrei gegenüberstand.

Aus einem Kilometer wurden fünf, und von Kilometer zu Kilometer wurde es heißer, doch noch immer freute ich mich auf die Briefe aus der Heimat. Kurz bevor die Sonne den Zenit erreicht hatte, beschritt ich das Postgebäude, ließ den Beamten alle Fächer dreimal durchwühlen und musste dann die Enttäuschung hinnehmen, nicht einen einzigen Brief erhalten zu haben. Hatten mich alle und alles im Stich gelassen? Oder sollte eine Katastrophe eingetreten sein? Oder hatten meine Bekannten im Lotto gewonnen, hatten möglicherweise schon die Flugtickets in der Tasche und wollten mich mit einem Besuch in Madras überraschen?

Das Blut zirkulierte orkanartig in meinem Kopf herum und ich versuchte mir einzureden, das alles nur an der Unzulänglichkeit der Behörden, der Postverbindung in diesem Fall, läge. Doch wie sollte ich dann das dringend benötigte Geld aus Deutschland erhalten??? Tausend trübe Gedanken überfielen mich und gesenkten Hauptes wankte ich aus dem Postgebäude. Sogleich überfielen mich Inder, die die Kameras, Filme, Kassettenrecorder, Jeans etc. kaufen wollten, obwohl ich nichts dergleichen besaß. In meiner Verzweiflung erzählte ich, sie mögen heute Abend ins TAJ, dem teuersten Hotel in dieser 3 Millionenstadt, kommen, wo ich Ihnen alles schenken würde. Kaum waren diese geschäftsgeilen Typen mittels dieser Lüge abgehängt, da überfiel mich eine Horde Rikschafahrer, die mich nicht zu Fuß gehen lassen wollten. Schließlich erklärte sich einer von Ihnen bereit, mich für fünf Rupien zum Elliot Beach zu fahren, immerhin eine Strecke von 13 km. Noch bevor ich seine dreirädrige, hübsch angemalte Kutsche bestiegen hatte, begann er, vollkommen uninteressante Geschichten über Madras zu erspinnen. Ich ließ seine Worte als bedeutungslose Geräuschkulisse an mir vorbeirauschen, doch dann wollte er meine Lebensgeschichte hören. Augenscheinlich passte ihm meine Sturheit nicht, und er fragte mich derartig eindringlich nach allem möglichem Kram, dass ich mit dem Gedanken spielte, ihm die Zunge abzuschneiden. Nach zwei Kilometern hielt er plötzlich an, wir sahen zwar Strand vor uns, jedoch nicht Elliot Beach. Trotzdem weigerte er sich weiterzufahren, und skrupellos verlangte er fünf Rupien von mir. In diesem Augenblick pirschten drei indische Studenten heran, die mir die Bushaltestelle nach Elliots Beach

zeigten, und widerwillig gab ich dem Rikschafahrer eine Rupie, die er mit einem furchtbar beleidigten Gesichtsausdruck entgegennahm.

Die Busfahrt war holprig wie immer. Ein warmer Wind blies durch die glaslosen Fenster, und wir passierten sowohl dreckige Slums wie auch prächtige Villen und Parkanlagen. So gelangte ich nach 45 Minuten ans Ziel. Das endlose Meer lag vor mir, ein goldgelber Sandstrand, Palmen und Fischerhütten aus Bambus, laut Touristenbroschüre eine preisgünstige Unterkunft!

Sogleich hüpfen Einheimische auf mich zu, die mir eine dieser Hütten anboten, mit überdachter, schattenspendender Veranda, Korbstühlen, Tisch und Liegefläche aus Holz sowie einem mosaikförmigen Steinfußboden. 20 Meter davor atmete der Strand der Coromandalküste die Gischt der Schaumkronen tragenden Wellen ein und eine ungeheuer würzigwarme Luft briste in die Nase.

Endlich schienen sich meine Karten zu wenden. Nur fünf Rupien am Tag sollte dieses sonnige Wetterhaus kosten, und die Erinnerung an die verlorene Schönheit Goas erwachte in mir. Schon sah ich allem gelassen entgegen, als das Schicksal noch einmal zuschlug.

Nach nur fünf Minuten in meinem neuen zuhause kam mein Vermieter mit seinem angeblichen Chef zurückgeschritten, der drei Rupien mehr am Tag verlangte. Aber nur für den Tag, nicht für die Nacht! Nachts müsse ich in einem Hotel schlafen, da brauchte er die Hütte selber. Dieser Schock ruinierte meinen kaum erhaltenen Zustand völlig. Irrenhausreif schlug ich in verkrampfter, daher beherrschter Wut in den heißen Sand, verbrannte mir beinahe die Faust dabei und schaute diesem eingeborenen Lackaffen in Hose und Hemd mit toller Wut in sein kaffeebraunes Gesicht. Es ließ sich nichts mehr machen, es blieb ausgeschlossen, hier zu übernachten. Mit letzter Kraft ließ ich mich ins Meer fallen, um ein wenig abzukühlen, doch selbst das brachte keine Besserung. Jedoch entdeckte ich danach beim Kontrollieren meiner kargen Finanzen, das mir hundert Rupien fehlten. Bloß weg von diesem Ort war der letzte Gedanke.

Ich warf meinen Lungie um die Lenden und streifte ein T-Shirt über; die Tasche mit den Wertsachen, die beim Baden im Meer unbewacht zurückgelassen worden war, nahm ich wie einen Schluck Wasser in der Wüste an mich. Mit dem Bus fuhr ich zurück in die verpestete Luft von Madras-egmore, dem Bahnhofsviertel, wobei mir an der Bushaltestelle von Elliots Beach noch ein netter indischer Junge gesagt hatte: „In Egmore wirst Du leicht ein Hotelzimmer für vier Rupien finden.“

Er ahnte jedoch nichts von der Popularität Indira Gandhis, die gerade in Madras weilte, und demzufolge waren alle Hotels in dieser Stadt ausgebucht. Zwei Stunden lang klapperte ich von Hotel zu Hotel, und während ich anfangs noch fragte, ob ein Zimmer frei sei, bat ich im 15. Hotel, von der zermürbenden Hitze an den Rand des Wahnsinns getrieben, nur noch um einen Platz zum Schlafen. Vielleicht passte den klassenbewussten Indern auch meine hippiehafte Kleidung nicht, die meinen bereits ausgemergelten und von den Strapazen abgemagerten Körper bedeckte, sodass ich schließlich erfolglos aufgeben musste. In mir loderte jetzt die Kraft eines kurz vor dem Ausbruch stehenden Vulkans. Ich hasste alle Inder in diesem Moment, da sie sich einen Dreck um meine Situation kümmerten und mich, einen Gast in ihrem Land, mit lachender Miene aus den Hotels schleusten. In meinem Jähzorn, kurz vor dem unvermeidlichen Zusammenbruch, krachte ich auf den Sitz eines kühlen Restaurants. Der Straßenlärm wurde hier schwächer, der Straßendreck und – Staub flog nicht in die Augen, und ich konnte mein schweißüberströmtes, europäisches Gesicht waschen. Unfähig zur Nahrungsaufnahme saß ich stundenlang vor einem Lassie, einem Getränk aus Wasser und Quark.

Es gereichte mir zum Trost, dass es noch Schlimmeres gab als das gerade Erlebte. Bei Sonnenuntergang erhob ich mich dann, entschlossen, diese Nacht am Strand von Elliots Beach zu schlafen, den Kopf auf dem Gepäck, das ich jetzt abholte. Im Vertrauen und der Hoffnung auf einen neuen, glücklicheren Tag saß ich abfahrbereit im Bus, den roten Rucksack neben mir, und dort bettelten sich drei verkrüppelte Kinder

von Insasse zu Insasse. Armes Indien.

In der Ferne schwammen die Lichter großer Schiffe auf dem Meer, ein lauer Wind wehte durch die Palmen, tröstend und sanftmütig, und das würzige Aroma der Luft belohnte uns für die zermürende Hitze des Tages mit einem zauberhaften Duft. Wieder empfingen mich Einheimische, als ich Elliots Beach erreichte. Es waren die gleichen Figuren wie am Nachmittag. Diesmal mietete ich eine Hütte für sieben Rupien – Tag und Nacht! Die Jungs berichteten mir auch von einem verrückten Typen, der nachmittags schon mal dagewesen sein sollte und große Ähnlichkeit mit mir aufwies. Ich stritt alles ab denn ich wollte nur noch schlafen.

Jedenfalls hatte ich an diesem Tag eine Ahnung davon empfunden, wie jemandem zumute sein muss, der von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und verfolgt wird. Amoklauf ist wohl die Bezeichnung für so etwas, für das es besser kein Wort gibt, denn was sich in Worte fassen lässt, ist nicht unfassbar.

Ich versteckte mein letztes Geld im Schlafsack, 200 Rupien, die mich zwar nicht mehr nach Deutschland zurückbringen konnten, von denen man aber in Indien wohl einen Monat leben konnte. Kommt Zeit kommt Rat, dachte ich.

Allen Erfahrungen zum Trotz, somit schlecht beraten, inspizierte ich am nächsten Morgen den Stadtplan und fuhr zu dem Ort, an dem laut Stadtplan die deutsche Botschaft ihren Sitz hatte, und in etwa 300 Metern die amerikanische Botschaft eingezeichnet war. Da ein deutsches Konsulat nicht aufzufinden war, ging ich dorthin um nach dem Weg zu fragen. Ein Amerikaner erklärte mir dort den Weg. Entfernung: etwa vier Kilometer. Also hieß es wieder in sengender Hitze auf den Bus warten und sich irgendwie hineinquetschen. Merkwürdigerweise drängten sich die Inder hier in Madras alle ins Innere des Busses und ließen die Trittbretter unbenutzt, sodass ich einen relativ gemütlichen

und komfortablen Platz dort einnehmen konnte. Ein Indira Gandhi Fan teilte mir daraufhin erzürnt und völlig außer Rand und Band mit: „Travelling on footpasses is an offence.“(Das Fahren auf Trittbrettern ist eine Provokation) . Voller Spannung erwarteten nur die in der Nähe befindlichen Personen eine Reaktion meinerseits. Da ich jedoch heute zum ersten Mal bemerkte, dass sich jemand an diese neue Regierungsparole hielt, blieb ich natürlich völlig ungerührt da stehen, wo ich vernünftigerweise stand.

Das ging solange gut, bis an der nächsten Haltestelle wieder mehr Fahrgäste zu – als ausstiegen, sodass ich zwangsläufig auch in den Gang geschoben wurde und andere Personen meinen vorherigen Platz einnahmen!

Endlich erreichten wir die deutsche Botschaft, die an diesem Tag geschlossen war. Erbost hielt ich dem indischen Türsteher die auf dem Stadtplan eingravierten Öffnungszeiten unter die Nase, denen zufolge heute geöffnet sein musste. Jedoch hatten sich diese wohl im Laufe der Zeit geändert, oder es hatte mit dem Besuch Indira Gandhis zu tun? Also erklärte ich dem Typ flehend, dabei einen halbtoten simulierend, dass ich keinen Pfennig Geld mehr besäße, dem Hungertod nahe sei und dass die Botschaft eine Geldüberweisung für mich hätte.

Nach einem zehninütigen Gefeilsche wurde er weich. Er ging in die Botschaft, bat um Sondererlaubnis mich einzulassen, und kam wieder mit der Nachricht, dass nichts zu machen sei.

Ich erinnerte mich an einen Freund, der wochenlang bargeldlos in Delhi verbracht hatte und jeden Tag zur Geschäftsstelle von American Express marschiert war, da man ihm dorthin Geld überwiesen hatte. Eines Tages, am Ende seiner Kräfte angelangt, fegte er den Schreibtisch des dortigen Angestellten leer, packte diesen am Kragen und bat ihn, etwas eindringlicher nachzusehen. Und siehe da, sein Geld war längst eingetroffen!

Also ließ auch ich mich nicht entmutigen. Ich appellierte wieder an

das gute Herz des Türstehers und nach weiteren zehn Minuten war es dann möglich, mit dem Botschafter zu konferieren. Wahrhaftig lag eine Überweisung auf meinen Namen vor! Allerdings musste die Auszahlung auf Montag verschoben werden. Die Kasse war heute, einem Samstag, geschlossen.

In dem sicheren Gefühl, wenigstens von einem Freund, dem Geld, nicht im Stich gelassen worden zu sein, zog ich zu meinem Wetterhaus am Strand zurück. Dort musste ich entsetzt feststellen, dass Ratten ihr Unwesen getrieben hatte. Eine Schachtel Räucherstäbchen, ein Bleistift und eine Packung Kekse lagen angeknabbert auf einem Korbstuhl und nicht einmal den Kerzen, die auf dem mosaikförmigen Steinfußboden lagen, hatten diese elenden Kriechtiere Respekt erwiesen. Daneben lagen ihre Verdauungsreste, sodass ich mich erstmal auf die überdachte, schattige Veranda zurückzog, um von diesem Anblick loszukommen.

Es dauerte nicht lange, da kamen ein paar Inder vorbei, die mich unbedingt kennenlernen wollten. Nach einer gemütlichen Plauderei verkaufte ich ihnen einen Regenschirm – oder auch Sonnenschirm. Amüsiert erinnerte ich mich daran, dass in einem Reiseführer davor gewarnt wurde, Regenschirme mit nach Indien zu nehmen, da sie hier nur einen halben Dollar kosten würden. Tatsache war, dass es keinen Regenschirm unter 50 Rupien zu kaufen gab.

Nach Sonnenuntergang lud der sanfte Wind zu einer Strandwanderung ein, und dankend sagte ich ja.

Etwas Träumerisches und Zauberhaftes befällt den Menschen, der des abends durch eine nach Salz und Gewürzen duftende, sowohl sanfte wie warme Meeresbrise, am Strand einhergeht. Zielloos, gemächlich der Gang und federleicht wie der eines Kindes. Es tänzelt ein Bein vor das andere, und unsagbar weich, so sanft, dass die Erschütterung den eben gedachten Gedanken nicht ins Unterbewusstsein entgleiten lässt, landet der Fuß auf dem feuchtwarmen, goldfarbenen Sand, von einer gelinden Woge des bengalischen Meeres umspült, in dem sich alle Sterne des tiefen Universums spiegeln. Ein Batiktuch schmiegt sich

klebrig an deinen feuchtwarmen Körper, von der unsichtbaren Hand des Windes dazu auserkoren, die geöffneten Poren der Haut zu massieren und zu streicheln. In seltsamem Rausch beruhigen auch die Geräusche wehender Palmen und des Meeres die Nerven. Ab und an jagt eine Sternschuppe durch die Finsternis und erleuchtet wie ein Feuerwerk die blitzende Dunkelheit. Oder der dunkle Schatten eines Einheimischen huscht plötzlich hervor und verschwindet ebenso schnell im Geflüster der Nacht, während Minuten zu Sekunden werden und Kilometer zu Erinnerungen.

Vor Mitternacht breitete ich den Schlafsack auf dem Strand vor der Hütte aus, legte mich hinein und starrte aufs Meer. Meine Aufmerksamkeit erregte ein Silberstreif am Strand, der sich zu bewegen schien, ein wenig schaukelte und glitzerte und näher kroch. Erschreckt, denn wer weiß, was sich außer Ratten noch hier in der Nacht herumtrieb, und zugleich neugierig, beobachtete ich das Schauspiel eine Weile. Doch der Silberstreif verschwand nicht, sondern kam direkt, wenn auch unendlich langsam, auf mich zu. Entschlossen stieg ich aus dem Schlafsack und näherte mich dem Phänomen, ohne die geringste Idee einer Ahnung zu besitzen. Umso mehr überraschte mich die einfache Erklärung. Es handelte sich um eine Wasserschildkröte, die aus dem Meer gekommen war, um ihre Eier zu legen, sich dabei etwa 30 Meter vom Meer entfernte, ein Loch buddelte und dann kehrte machte. Beruhigt legte ich mich wieder schlafen, jedoch hatte sich das arme Tier die Mühe umsonst gemacht, denn die Eingeborenen stibitzten die Eier sofort, als sie im Morgengrauen die Spuren entdeckten, die die schwergewichtige Schildkröte im Sand hinterlassen hatte.

300 Meter von meinem Domizil entfernt lag ein kleines, sauberes Restaurant, in dem ich zu frühstücken pflegte. Bei jedem Besuch lernte ich einen Inder kennen. An diesem Morgen machte ich die Bekanntschaft eines Arbeitslosen, der mich anflehte, ihm eine Stellung zu besorgen und meine Ohnmacht in dieser Hinsicht nur schwer einsah. Dann begab ich mich noch einmal zur Post, die sieben Tage in der Woche geöffnet blieb, und dieses Mal gab man mir gleich einen dicken

Stapel Briefe aus der Heimat. Daraus ging hervor, dass mein Freund Wolfgang schon vor meiner Ankunft in Katmandu den Rückweg nach Deutschland angetreten hatte:

Er hatte im Bus von Delhi nach Istanbul einen Motorschaden in der Wüste miterlebt und einen schweren Busunfall in Teheran überstanden, war in der bulgarischen Botschaft in Istanbul zusammengebrochen, mit einer anständigen Penizillinspritze wieder auf die Beine gestellt worden, hatte den Zug Istanbul-München mit 50 Pfennig Bargeld verlassen, war in seine 800km entfernte Heimatstadt getrampt und nach zwei Tagen ins Krankenhaus eingeliefert worden. Diagnose: Gelbsucht!

Immerhin hatte ich jetzt die Gewissheit, ihn nicht mehr zu treffen und konnte wieder eigene Pläne schmieden, auch wenn die Nachricht eine gewisse Enttäuschung beinhaltete. Als Entschädigung erlebte ich auf dem Rückweg eines der vielen Wunder Indiens. Beim Eintritt in ein Strandrestaurant erblickten meine Augen in diesem sonst so automatenfreien Land eine Musikbox, eine Sinfonola allerbesten Qualität. Außer indischen Hits gab es eine Popplatte, die in früheren Jahren meine Lieblingsplatte war und es an diesem Tag wieder wurde. „Green eyed Lady“ von Sugarloaf fetzte aus der Truhe, welche die ausnahmsweise runden 25 und 50 Paisa Geldstücke verarbeitete. Am wunderlichsten erschien es mir, dass nicht die Single Fassung, sondern die vollständige Langgrillenfassung ertönte. Meine Nerven, die in den letzten Tagen alle Höhen und Tiefen erlebt hatten, ohne durch Rhythmen bekannter Musik belebt zu werden, flippten durch den ganzen Körper, und beinahe hätte ich mich hemmungslos auf den Tisch gestellt und getanzt. Als die letzte Schwingung dieser Platte die Grenze menschlichen Aufnahmevermögens passiert hatte, betraten drei indische Studenten das Lokal, gingen zur Sinfonola und drückten „Green eyed lady.“ Nicht nur die Kellner, denen meine Begeisterung für diese Musik nicht unverborgen geblieben war, begannen glücklich zu lächeln.

Zufrieden beglich ich die Rechnung über zwei Kaffee lächelnd, und am späten Nachmittag, die Luft flimmerte schon nicht mehr vor den Augen,

kehrte ich zur Bambushütte zurück. Erleichtert, denn das „Strohzelt“ war alles andere als einbruchssicher, nahm ich wahr, das nichts fehlte oder von Ratten zernagt war, und widmete mich ein zweites Mal, diesmal mit gründlicher Sorgfalt, der Post aus der Heimat.

Das erste Gefühl, das sich einstellte, als ich am Montagmorgen zum 1. Mal seit langem wieder viel Geld, nämlich 5000 Rupien, in den Händen hielt, war nicht das der Zufriedenheit, sondern das der Angst, es könnte gestohlen werden. Und ich war verärgert, dass man mich in Rupien statt in Dollar ausgezahlt hatte. In dem mir verbleibenden Monat in Indien konnte ich unmöglich 5000 Rupien ausgeben. Nun tauschen die hiesigen Banken keine Rupien in ausländische Hartwährungen um, sodass ich mir etwas einfallen lassen musste, um die Geldbündel wieder umzutauschen.

Zunächst einmal suchte ich ein exklusives Restaurant auf, um mir den Magen vollzuschlagen, ohne auf den Preis dafür Rücksicht zu nehmen. Automatisch jedoch trollerten die Pupillen immer wieder auf die rechte Seite der Karte, wo die Preise vermerkt waren, sodass sinnlose Verschwendung weiterhin ein Wunschtraum blieb. Ein gewisses Unbehagen stellte sich ein, und nach dem Essen fühlte ich mich satt und demzufolge gelangweilt. Außerdem war der Preis schamlos hoch.

Obwohl die Kellner ausgesprochene Höflichkeit simulierten, fühlte ich mich von Neidern umgeben. Arschfreundlich lungerten sie im fast menschenleeren Speisesaal herum, beobachteten und inspizierten die Gäste von oben bis unten, als ob sie die Höhe des Trinkgeldes am Benehmen ablesen könnten, und im Gegensatz zu europäischen Gastronomien dürfen sie hier sowohl in der Nase bohren als auch die Haare kämmen. In diesem piekfeinen Restaurant schrieb ich etwas über die Veränderung in mir, wenn ich Geld habe:

„Geld macht nicht glücklich, es beruhigt auch nicht, es nur Angst davor, kein Geld zu haben. Genauso, wie man seine besten Freunde verlieren kann, kann man Geld, den besten Freund des Mächtigen, verlieren. Allerdings beschäftige ich mich lieber mit Freunden als mit Leuten, für

die in erster Linie Geld zählt. Zu leicht vergisst der Bourgeoise, dass man auch ohne viel Geld zufrieden leben kann. Auf Dauer wird Geld eh langweilig. Warum scheitern wohl soviel Lottomillionäre? Es existiert die Vorstellung, es sei wunderbar, in feudalen Kreisen zu verkehren, wo man sich nicht geben darf, wie man ist, sondern sich zu benehmen hat. Es existiert die Vorstellung, es sei wunderbar, in teuren Klamotten einherzuwandeln, nur um Angst zu haben, dass sie dreckig werden oder nicht perfekt sitzen. Und es existiert die Vorstellung, dass es sich lohnt, möglichst komfortabel zu reisen, um sich nicht freuen zu können, wenn man angekommen ist. Kann man letztlich das Gefühl haben zu fühlen, wenn man sich Liebe kauft? Summa summarum: Geld ist eine nutzlose Erfindung, die so kompliziert ist, dass sie niemand versteht.“

Trotz allem aber war es eine nette Abwechslung, an diesem Ort in dieser Umgebung zu essen, nur froh war ich ein wenig, da die Aircondition dieses Hotels einwandfrei funktionierte und meine Kleidung mehr den Witterungsverhältnissen auf der Straße angepasst war. Natürlich lief ich nicht nackt herum, nur mit Sandalen bekleidet um die Füße nicht zu verbrennen. Das wäre zwar die ideale Anpassung gewesen, aber ich trug dazu ein weißes T – Shirt, ein Batiktuch und die Tasche mit dem vielen Geld.

Um ein paar Gedanken reicher, somit bestens gerüstet für den kommenden Tag, erreichte ich am späten Abend die unversehrte Hütte, denn nach 21 Uhr konnte man ohne Platzmangel Bus fahren, und meistens nutzte ich diesen ungeheuren Vorteil.

Es war weniger ein Entschluss als ein Verlangen, den nächsten Tag am Strand zu verleben und der Hektik von Madras City zu entsagen, wiewohl ich selbst dort nie Grund zur Hektik besaß. Dennoch ist die Ansteckungsgefahr erheblich und sicher ist in der Massenpsychologie eine Erklärung dafür zu finden. Ein Symptom, das mich stutzig werden ließ, bestand in der Tatsache, dass es mir nicht gelang, mehrere Minuten langsam die Straßen zu durchschlendern, wie ich es von Strandwanderungen her gewohnt war. In Europa sorgen ja allein schon Ampeln dafür, dass man mal eben und ganz schnell über die Straßekam;

und aus Rücksichtnahme oder Mangel an Selbstbewusstsein erledigt man alles sehr schnell. In dem Bewusstsein, einen geruhsamen Tag, an dem nichts los war, zu erleben, also genau das zu erleben, was ich wollte, saß ich entweder im Korbstuhl oder ich ruhte unter der schattenspendenden Veranda in Posen, wie man sie von öffentlichen Freibädern her in allen erdenklichen Variationen kennt. Nur selten störten Inder die Ruhe. Einem von Ihnen versuchte ich vergeblich Mau Mau beizubringen, und gegen vier Uhr nachmittags, noch immer brannte die Sonne unvorstellbar heiß, fingen meine Blicke ein europäisches Gesicht ein, das näher und näher kam. Freundlich erwiderte ich den Gruß dieses Herrn und bot ihm sogleich ein schattiges Plätzchen an. Seiner Kleidung nach zu urteilen kam er gerade aus einem noblen Hotel mit Aircondition, und da er nicht transpierte, fuhr er augenscheinlich Taxi statt Bus. Nach einer zehnminütigen Unterhaltung lud er mich für den Abend zum Essen ins teuerste und beste Hotel der Millionenmetropole ein, sodass ich gleich an verschwenderisches Geldausgeben dachte und mich vergewisserte, dass es sich tatsächlich um eine Einladung handelte. Wie ich dann erfuhr, befand sich mein Gast in der misslichen Lage, mindestens 300 Rupien an Spesen pro Tag zu machen, was gar nicht so einfach war, da in Madras kein Hotelzimmer über 120 Rupien am Tag kostete.

Mit dem Bus fuhr ich also des Abends ins „TAJ“, dem Domizil meines Gastgebers. Großzügig angelegte Treppen führten hinauf zum Eingang, auf denen man sich besinnen konnte, jetzt in eine andere Welt einzusteigen. Das einladend breite, prunkvolle und halb geöffnete Portal wurde von einem Türsteher bewacht und man sah hinein in eine riesige Eingangshalle mit einem majestätischen Kronleuchter. Dicke Seidenteppeiche lagen aus und die Empfangstheke war blitzblank sauber und strahlte. Einen Moment lang erschien mir meine Kleidung sehr gammelig. Kaum wagte ich daraufhin mit meinen abgenutzten Sandalen und dreckigen Füßen den Boden zu beschmutzen und da kam mir zu Bewusstsein, dass sich Sand in den von Meerwasser und Sonne verbleichten Haaren befand, die dadurch schon zusammenklebten. Doch schien es niemanden zu stören. Unbehelligt erreichte ich das

Zimmer meines neuen Freundes, der sich gerade aus dem Schlaf erhob, als ich anklopfte.

Als könnte er meine Gedanken lesen, bot er mir gleich an, mich zu duschen, zu rasieren, die Haare mit warmem Wasser zu kontaktieren und mit Shampoo zu waschen. Äußerlich stark verändert trat ich aus dem Badezimmer und uns kam der Gedanke, in der Hotelbar ein Bier zu trinken. Ich hatte es jedoch aus Unkenntnis versäumt, mir eine Lizenz zum Konsum von alkoholischen Getränken zu besorgen, sodass der Barkeeper sich an das strikte Ausgabeverbot halten musste. Daher ließ sich mein Freund zwei Bier aufs Zimmer bringen. Wir unterhielten uns beim Trinken, beim Zigaretten qualmen und beim Essen. Kurz nach Mitternacht erreichte ihn ein Anruf aus Paris, woraufhin er mir Geld fürs Taxi gab. So hatte ich an diesem Abend beinahe das gesamte Reservoir an Luxus kennengelernt, das Indien zu bieten hat.

Als der Taxifahrer sich von mir verabschiedete, stieg, wie von Geisterhand geführt, nach jahrtausendealter Gewohnheit, rotglühend und unendlich langsam, der Mond aus dem tiefschwarzen Meer. Es war ein Gefühl, als wenn morgens die Sonne nicht mehr aufgeht, und hingerissen schrieb ich einen Brief, den ich später an meine Freundin abschickte.

Obwohl ich lediglich seit zwei Monaten zum ersten Mal Bier, französischen Cognac und parfümierte Zigaretten, Gitanes, genossen hatte, klang der Brief so phantastisch, das mich alle Freunde, die den Brief lasen, im Land der harten Drogen vermuteten. Dabei kann ich glaubwürdig versichern, dass der Brief lediglich im Zauber des aufgehenden Mondes geschrieben wurde, der einen Schimmer auf das Meer warf, wie er nur mit einer Größenwahnsinnigen Wattzahl nachzuahmen wäre. Die Natur ist dem Menschen eben überlegen, sie liegt über ihm.

In den nächsten Tagen sammelte ich Energie für die bevorstehende Reise nach Calcutta und den dortigen Aufenthalt. Ich ging ins Kino, sah „Dirty Mary – crazy Larry“ mit Peter Fonda und „Der große Gatsby“, während vor dem Kino „Indisches Elend“ lief. Das letzte lustige Erlebnis in Madras bescherte mir ein 20jähriger Junge aus Goa.

Ich beobachtete einen Fahrradartisten, der vor einem Kino auf dem Parkplatz für Fahrräder eine glanzvolle Show abzog. Er sprach mich an und lud mich zum Rauchen ein. Wir unterhielten uns ein wenig, dann spendierte er mir Tee. Jedoch hatte er nichts zu rauchen und sein Freund, der den Stoff bringen sollte, kam nicht. Er erzählte, dass er heute ganz zufällig mal in der Stadt sei und er war sich sicher, dass er meinen Freund Wolfgang kannte. Er sprach auch von einem exklusiven Appartement in Madras, mit Stereoanlage und irren Platten, in dem er wohnte, mich aber ausgerechnet heute nicht einladen konnte. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil er ein bisschen flunkerte. Immerhin aber wollte er am nächsten Morgen den weiten Weg zu meiner Bambushütte antreten, um mit mir ein kleines Geschäft zu machen.

Tatsächlich kam er am nächsten Morgen in Begleitung eines angeblichen College-Studenten, der kein Wort Englisch sprach, allerdings ohne die Ware. Dafür hatte er etwas Ganja dabei. Er baute einen Joint, der einem Anfänger kaum zur Ehre gereicht hätte, zog daran wie jemand, der sein Leben lang noch keine Zigarette geraucht hat und gab mir den Rest, während sein Freund stillschweigend lächelte und zusah. Danach bat er mich, ihm zehn Rupien zu leihen, da er das Geld für die Ware nicht auslegen könne.

Bis heute kann ich nicht mit Sicherheit sagen, ob er sich die ganze Mühe mit mir machte, um mich wegen dieser zehn Rupien übers Ohr zu hauen, oder was sonst ihn dazu trieb, mir tausend hübsche Märchen zu erzählen. Erstaunlich viel Wert legte er auf die immer wieder gestellte Frage: „Wir sind gute Freunde?“ die ich positiv zu beantworten wusste. Aber bis auf diese etwas lästige Wiederholung unterhielten wir uns sehr amüsant.

Auf nach Kalkutta

Am Morgen des 22. Februar ließ ich mich von einem Taxifahrer zum Bahnhof chauffieren, da allein der Gedanke, mit Gepäck in einen der überfüllten, von Menschengeroch verpesteten Busse einen Platz zu erquetschen, ein mulmiges Gefühl bei mir hervorrief. Außer der Windschutzscheibe und der Heckscheibe störte kein Fenster die wunderbare Sicht aufs Meer, es ging zehn Kilometer am Strand entlang, und der Taxifahrer schaute genauso entspannt und zufrieden in die Welt hinaus wie ich. Wir passierten das „Green eyed lady“ Restaurant und stoppten auf einen Kaffee, da ich den Song noch mal hören wollte. Nur – es war noch geschlossen! Erst kurz vor dem Bahnhof verwehte uns nicht mehr eine sanfte Meeresbrise das Gesicht, sondern Lärm, Dreck und Gestank und Abgase zeigten uns, wo wir waren. Die Taxiuhr wies mich darauf hin, das ich halben Monatslohn eines indischen Fließbandarbeiters zu zahlen hatte, also keine fünf DM, und dann schob ich mich auf den Bahnsteig und trank cay bis zur Ankunft des Zuges. Ich überlegte, welche Temperaturen wohl Fahrkarten aus Titan, die man aus tiefgekühlten Automaten ziehen könnte, aushalten würden, und auf die altbewährte Methode fand ich meinen reservierten Platz.

Eine 52stündige Zugfahrt lag vor mir, doch zum Glück befand ich mich in einem Two Tier Sleeper, d.h. in einem Waggon, in dem etwa bettgroße, schwach gepolsterte Holzplanken ausgeklappt werden konnten, jeweils zwei übereinander. Schlafzeit war zwischen 21 und sechs Uhr, aber auch während des Tages hatte man einen unumstrittenen Sitzplatz. Die Durchschnittsgeschwindigkeit des Zuges betrug an die 25 km/Std., und man vertrieb sich die Zeit mit Unterhaltungen, Landschaft bewundern, rauchen und essen. Besonders geeignet waren Erdnüsse, da es lange dauerte, wenn man eine nach der anderen aß. Zudem konnte man Bettlern beim Musizieren zuhören und Briefe schreiben. Beinahe ununterbrochen stiegen neue Fahrgäste ein und aus, und wie selbstverständlich führte man Unterhaltungen, um die Zeit zu vertreiben. 52 Stunden lang hörte man immerzu, wie die Räder des Zuges und der Waggonen auf den Schienen entlang polterten,

unterbrochen nur vom Aufenthalt an den Bahnhöfen, wo immer ein großer Sturm auf die Wasserhähne einsetzte. Ein bemerkenswertes Ereignis, wie es hierzulande unmöglich erscheint, spielte sich bei der Fahrkartenkontrolle ab:

Vier Ausländer waren kurz vorher zugestiegen und schwiegen nun sehr betreten, weil sie beim Schwarzfahren erwischt worden waren. Der Schaffner fragte nun nach dem Grund dieses ungebührlichen Verhaltens. „Ich habe kein Geld“ kam es nun ehrlich aus einem der vier Mäuler, worauf ein gellendes Lachkonzert der anderen drei folgte. Der Schaffner lächelte aus Sympathie mit. „Ihr lacht also darüber, wenn jemand kein Geld hat“ lautete nun die bittere, mit Galgenhumor angereicherte Aussage des jungen Mannes, und tatsächlich vergaß der Schaffner daraufhin seine Pflicht, verständigte sich mit seinem Herzen und beachtete den jungen Mann fortan nicht mehr. Die anderen drei aber wurden finanziell erleichtert.

Vom fortwährenden, gellenden Pfeifen der Lokomotive aus der letzten Phase eines ruhigen, sanften Schlafes geweckt, erwachte ich in den frühen Morgenstunden zum dritten und letzten Mal auf dieser Mammutfahrt, denn wir standen gerade auf dem letzten Bahnhof vor Howrah Station, Kalkutta. „Cay, Cay, Cay, coffee“ verhießen kreischende Stimmbänder des Bahnsteiges, und einschmeichelnd, höflich wie auch eindringlich klang das „You want coffee, Sir?“ Dieses Mal nahm ich den Kaffee nicht, um den Verkäufer loszuwerden, sondern weil die vom Schlaf vertrocknete Kehle Durst verspürte. Lachend goss mir der Verkäufer, der die Nacht wahrscheinlich auf dem Bahnhof geschlafen hatte, die braune Brühe in eine Tonschale, die nach dem Trinken achtlos weggeworfen wurde, obwohl sie in Deutschland als indisches Trinkgefäß einen beachtlichen Wert besessen hätte. Hier war sie wertlos.

Endlich begannen sich die Koffer zu bewegen, Hände griffen in die Luft und unabsichtlich tanzte man Bump, während ich mit ängstlichem Blick potentielle Körperverletzungen abwehrte. In unseren Breitengraden denkt man bei dem Wort Koffer ja gleich an weiches Leder, aber in etwas ärmeren Ländern sind bunt angemalte Blechkisten mit scharfen,

spitzen Kanten die Regel, und erst nachdem alles ausgestiegen war, erhob ich mich, reckte und streckte die Eingeweide, um die Muskeln zu entspannen, kramte den immer noch rötlichen Rucksack hervor, als auch schon zwei kleine Kids ankamen und mir beim Tragen helfen wollten. Erstaunlicherweise trugen sie jedoch nicht die rote Uniform der üblichen Gepäckträger, äußerten auch nicht den Wunsch nach Trinkgeld, und als ich daran dachte, dass es sehr dumm sein, jetzt erst zu kommen, wo alle schon ausgestiegen waren, zweifelte ich an ihren guten Absichten. Immerhin lag es im Bereich des Unverwunderlichen, dass die beiden trotz der äußerst scharfen Sicherheitsbestimmungen auf indischen Bahnhöfen über die Mauern auf den Bahnsteig geklettert waren und jetzt die leeren Abteile nach Resten durchkämmten.

Als einer der Beiden dann meine staubig grüne, sternkarierte Wildlederumhängetasche erspähte, konnte er sich nicht mehr beherrschen: Er betrachtete sie kurzerhand als das zurückgebliebene Eigentum unauffindbarer Fahrgäste und riss sie an sich!

Jedoch war das Glück zu groß für ihn. Nachdem er mir wieselflink aus dem Abteil entschlüpft war, machte er den entscheidenden Fehler, indem er auf dem Bahnsteig einen Blick ins Innere der Tasche riskierte. Als er die tausende von Rupien erspähte, die für ihn ein Vermögen darstellen mussten, blieb er von diesem unermesslichen Reichtum beglückt wie angewurzelt stehen. In diesem kurzen Moment erholte ich mich von meinem Schock, warf den Rucksack ab und raste wie wild auf den Jungen zu. Nach einem zehn Meter Spurt gelang es mir, ihn am Hemd festzuhalten, die Tasche an mich zu nehmen und nur seinen treuen Augen hatte er es zu verdanken, dass ich meiner ohnmächtigen Wut durch lautes Schimpfen statt roher Gewalt Ausdruck verlieh.

Als bald stampfte ich ins Abteil zurück. Ich freute mich, dass der Rucksack nicht verschwunden war und begab mich zum ersten mal in meinem Leben mit Rucksack *und* Geldtasche auf kalkuttanischen Boden. In den Adern des Bahnhofgebäudes floss – zum ewigen Andenken an die Zeit englischer Handelsniederlassungen – das zu Stein gewordene Blut britischer Architekten. Es stand außer Frage, dass ich mich nicht

in London, Viktoria Station befand, sondern in Kalkutta, Howrah Station. Allerdings bedeutet den Indern ihr Taj Mahal mehr als so ein Bahnhofsgebäude, und noch heute wird man als Folge der britischen Kolonialherrschaft mit Sympathie überschüttet, wenn man klarstellt, deutscher Staatsangehöriger zu sein und keine angelsächsischen Ahnen im Familienstammbaum führt. Nichtsdestoweniger zollt man einem britischen Gentleman mehr Respekt als einem deutschen Tramp.

Am Touristeninformationstisch gab man mir, da ich mit dem üblichen Angebot einfach nicht zufriedenzustellen war, oder weil ich dem Beamten auf unerklärliche Weise sympathisch auffiel, die Adresse eines Mannes, der eines schönen Tages auf die glorreiche Idee verfallen war, vier Betten in seine großzügige Villa zu hieven und ein Jugendherberge aufzumachen, mit Familienanschluss! Das schien mir genau das Richtige zu sein für eine so riesenanonyme Stadt wie Kalkutta. In freudiger Erwartung auf die neue Bleibe ging ich durch einen Underground Gehweg und gelangte zu einem etwas größeren Anlegeplatz für Trams. Was ich jetzt sah, nahm mir viel Enthusiasmus und verschlug mir die Sprache. Mit teils gemächlichen und teils unerhörten Geschwindigkeiten knatterten Trams über den Platz, fuhren mit Amateurspurtern um die Wette, und wenn Sie die Wette gewannen, zwängte sich ein neuer Fahrgast auf die Trittbretter. Wenn ich all meinen Mut zusammengerafft hätte, so hätte ich den Versuch des Mitfahrens unternommen, aber mit dem Rucksack auf dem Rücken war ich stärker gehandicapt als Niki Lauda auf einem Dromedar.

Zum Glück gibt es in Kalkutta außer Trams und Linienbussen noch Mini Busse für die gehobene Mittelklasse, und trotz des rigorosen finanziellen Unterschieds entschied ich mich ohne zu zögern für diese Variante. Zu einem Vergnügen wurde auch diese Fahrt nicht. Auf den teilweise schlecht ausgebauten, unebenen und überfüllten Pfaden entartete jedes Transportmittel zu einem Karussell mit unvorhersehbaren Überraschungen. Rikschafahrer benahmen sich wie im Autoskooter, Busse donnerten durch die Straßenmitte, und kleine, muskelbepackte Inder zogen zu Fuß Fahrgäste auf hölzernen, massigen Rikschas mit gepolsterten Sitzen hinter sich her, dass selbst ein schwer knechtender

Ackergaul vor Neid erblasen musste. Der Gestank und das Elend übertrafen meine Erwartungen, sodass mir schon jetzt jede Lust, Slums zu besichtigen, verging. Am von Abgasen verseuchten Straßenrand kochten Menschen über offenem Feuer ihre Reismahlzeiten, daneben schliefen und spielten Kinder, während alternde, vom Tod gezeichnete Menschen auf orientalischen Betten unter freiem Himmel ihrem Ende entgegen kontemplierten. Ein trostloser Anblick lähmender Armut, der die Gleichgültigkeit aus meinem Herzen vertrieb. Neuerdings hilft Indiens Ministerpräsidentin den Menschen, die so etwas nicht mit ansehen können, indem sie die Arbeitslosen und Bettler einfach von den zentralen Plätzen in abseits gelegene Vororte abschiebt. Welch geniale Methode der Stadtsanierung!

Nach zwei Kilometern hieß es endlich aussteigen für mich. Ein schmaler, asphaltierter Pfad, von hohen Mauern und Hauswänden beschattet, öffnete sich zu meiner Linken, und ich folgte seinen Windungen zum Haus von Mr. Mullick, dem Eigentümer der Herberge wie auch der väterliche Betreuer seiner Gäste. Durch ein weißes, arabeskes Tor schritt ich berucksackt in das Innere eines herrlichen Gartens, und berückt feierte mein Geruchssinn den Tausch zwischen Straßengestank und wohlduftenden Pflanzen. Die deprimierenden Eindrücke der ersten Stunde verflüchtigten sich zu blasser Erinnerung, und zum Empfang bot man mir einen weichen Sessel an und gab mir Tee. Im Nebenzimmer sah man zwei Freaks bei „Yoga für Fortgeschrittene“ unter Anleitung eines Experten und engem Freund des Hauses. Dessen verrückt klingende Theorien über Leben, Religion und Unsterblichkeit gaben immer Stoff zum Diskutieren. Dazu gab es die Geschichten über Gurus, die über weite Entfernungen hinweg miteinander kommunizieren konnten, andere waren in der Lage, Astralreisen zu unternehmen und wieder andere hatten die höchste Stufe der Reinkarnation erreicht, d.h. sie wären in der Lage gewesen, aus dem ewigen Kreislauf von Geburt, Tod und Wiedergeburt auszusteigen. Aus Liebe zur Menschheit entschieden sie sich, noch einmal auf der Welt zu inkarnieren, um der Menschheit zu dienen. Vor allem um das unsägliche Leid des indischen Volkes zu lindern. Hilfe zur Selbsthilfe zu geben schien weniger angesagt zu sein.

Die Sitzung war gerade beendet, als sich dieser Lehrmeister auch schon mit einem weiblichen Gast in Meinungsstreitereien warf, die in ihrer Schärfe gar nicht zu der geruhsamen Morgenstimmung passten und bei denen die unerschütterliche Ruhe, die ich diesem Mann zugetraut hatte, seltsame Formen annahm. Statt in verzweifelter Überlegenheit zu versuchen, sich in ewiger Sanftmut verständlich zu machen, erhöhte er das Volumen seiner Stimme, eine recht westliche Weise des Diskutierens.

Inzwischen blätterte ich im Gästebuch des Hauses und bewunderte die Bilder, Namen und Adressen von vor mir einquartierten Menschen, die sich ausnahmslos löblich über den hiesigen Aufenthalt äußerten. Immer wieder las ich, dass diese Herberge wie eine Oase inmitten der erschreckenden und erdrückenden Hektik Kalkuttas zu Ruhe und Besonnenheit, zu Entspannung und zum Verweilen einlud.

Außer Frage erlebt man diese erdrückende Seite der Stadt näher und echter, wenn keine Oase zum Abschalten vorhanden ist, jedoch beginnt man dann wohl diese Stadt zu hassen – oder zu lieben. Ich hatte mich längst daran gewöhnt, ein Tourist zu sein, für den die tiefen Geheimnisse dieses Landes Indiens Geheimnisse bleiben würden, und so erlaubte ich mir ein recht angenehmes, halbwegs touristisches Dasein, und begnügte mich mit diesem Domizil in vollster Zufriedenheit.

Noch während ich las, wie toll die Gäste vor mir diese Herberge und Kalkutta gefunden hatten, kam einer der beiden Yoga Freaks auf mich zu. Ein sympathischer Kanadier, der interessierte Fragen stellte und wir freudenten uns an. All diese neuen Eindrücke waren furchtbar interessant, nur sehnte ich mich nach ein bisschen Ruhe, und als man mir ein himmlisches Frühstück servierte, fand ich endlich den Vorwand, meine Aufmerksamkeit von den Dingen, die ringsum geschahen, abzuwenden. Zwei Scheiben Toast, ein gekochtes Ei und unzählige Früchte sowie Tee mundeten unsagbar köstlich, und ich empfand dieses Frühstück als das Beste meines bisherigen Lebens.

Schließlich teilte man mir mit, dass ein Schlafplatz frei sei und zeigte

mir ein malarianetzbeschwertes Bett mit sanften, weichen Matratzen. Groß genug, um sich lang und breit auszustrecken. Der Raum war etwa dreieinhalb Mal vier Meter groß, mit hohen Decken, und statt eine goldene Türklinke herunterzudrücken schob man einen bestickten Vorhang beiseite um einzutreten. Zwei weitere Betten standen an den weißgetünchten Wänden, ebenfalls mit modernsten, grünen Malarianetzen aus Plastik ausgestattet, sodass ein Aufenthaltsraum von eineinhalb mal zwei Metern frei blieb. Eine elektrische Glühbirne an der Decke sorgte für Licht, und nur die kleinen Fenster, die in ihrer Größe an Fenster aus einer Gefängniszelle erinnerten und von feinmaschigem Mosquitoabwehrdraht durchzogen waren, ließen Tageslicht und Tageshitze herein. Trotzdem war es so warm, dass ich nachts nur mit einem Lungie bekleidet ohne Decke schlief. Ein Lungie ist ein Batiktuch, das man an geschwungenen Hüften zuknotet und das in Europa vor allem durch die Bilder exotischer Schönheiten an Beliebtheit gewonnen hat.

Alles in allem war das Zimmer also kein Platz, an dem man sich einen längeren Aufenthalt gewünscht hätte. Jedoch ist eine luxuriöse Ausstattung nicht gleichbedeutend mit einem schönen Zimmer, sondern die Liebe und die Hingebung an die Gegenstände, sowie die individuell unterschiedliche Beziehung zu ebendiesen und natürlich der streitbare Geschmack sind von Bedeutung. Vielleicht sogar, und das geht weit über meinen Horizont hinaus, so geheime Dinge wie die Vergangenheit, das Alter und die hier gesponnenen und zurückgelassenen Träume.

Einer körperlichen Unpässlichkeit, die ich prinzipiell schon erwartet hatte, verdankte ich den Umstand, einige Tage in diesem Zimmer verbringen zu müssen. Die Ursache dafür lag mit einiger Sicherheit in meiner Unwissenheit und der vornehmen Zurückhaltung meines neuen kanadischen Freundes John.

Nach einem gemeinsamen Stadtbummel kehrten wir abends zu unserem Domizil zurück. Durstig und hungrig, wie es sich nach einem Stadtbummel gehört. So kehrten wir noch in ein preiswertes, dafür unhygienisches Restaurant ein. Den guten Vorsatz, nur Kokosmilch

zur Erfrischung zu nutzen, vergaß ich dabei. Erst als die Coca-Cola leer war, erinnerte ich mich des Gerüchts, dass man die Cola hier mit Leitungswasser verdünnt. Ungewohntes Wasser hat schon vielen die Gesundheit verdorben, doch auch mit dem Essen hatte es seine besondere Bewandnis. Das teilte mir John aber erst am Tag seiner Abreise reumütig mit.

Er hatte beobachtet, wie der Kellner, der das Essen mit seinen Händen auf meinen in Wasser getauchten Teller warf, gerade vorher die Toilette besucht hatte. Nun will ich keine ungeheuren Vermutungen, die ich in den freien Stunden meiner Reise über die Toilettengewohnheiten indischer Kellner angestellt habe, ausplaudern. Es ist allerdings Tatsache, dass in Indien Verdauungsreste nicht als etwas Widerwärtiges angesehen werden, das sofort vernichtet, weggespült und gewegewaschen gehört. Und in der Regel wird der Arsch mit der linken Hand und Wasser gesäubert. Wer vermag zu sagen welche Verbreitungsmöglichkeiten die unterschiedlichen Bakterienstämme nutzen konnten?

Jedenfalls hatte ich drei Tage lang eine arge Magenverstimmung mit wiederkehrenden Krämpfen, die zunächst immer krasser wurden und mich ans Bett fesselten, sofern ich nicht gerade das WC okkupierte. Es war müßig, Gründe für diese Situation zu erforschen, und ich versuchte, an alles Andere als die Krankheit zu denken.

Ich dachte an die gütvolle, wohltuende Pflege im Haus von Mr. Mullick, an den bemerkenswerten Umstand, dass die Tabletten, die man mir gegen meinen schwachen Willen aufdrängte, aus Deutschland kamen und hier kostenlos zur Verfügung standen, und abends verführte mich John zu intimen Plaudereien in englischer Sprache.

Endlich, nach 3 Tagen, verlor ich die Lust am krank sein und mein Gesundheitszustand erlaubte das Wagnis, Kalkutta zu besichtigen. Nach dem Frühstück bewegten wir uns Richtung Bushaltestelle, ein Weg durch Elendsquartiere, wobei uns Einheimische Jugendliche mit beleidigenden Zurufen die Ehre gaben. In überfüllten Bussen rangen wir dann nach Luft und erholten uns im Botanischen Garten unter einem

Bamyan Baum. Das Besondere dieses Baumes ist, dass man in ihm spazieren gehen kann, denn er besteht aus hunderten von Stämmen, die alle durch ihr dichtes Astwerk miteinander verbunden sind und einen einzigen Baum bilden. Selbstverständlich sprachen uns zwei Studenten an, die die üblichen Fragen stellten nach Alter, Heimatland und dem Grund unserer Reise. Und sie interessierten sich für die Preise von Automobilen in Europa. Höflich und ohne viel von sich selbst erzählt zu haben, verabschiedeten sie sich. Immerhin aber hatten sie in uns das Gerücht genährt, an der Universität von Kalkutta seien Diplome käuflich zu erwerben, was im krassen Gegensatz zu der weitverbreiteten Ansicht steht, nach der die Bengalen, in unverhohlenem Stolz auf ihr Talent zu geistiger Bildung, schon aus Langeweile sich dem Lernen verschrieben. Wie dem auch war, wir erfreuten uns weiterhin der exotischen Pflanzen und kamen an einen Nebenarm des Hugli Flusses, wo wir beobachten konnten, wie Inder einen kleinen Frachter entluden, der Steine geladen hatte.

Er lag direkt am Ufer, das, mit grünem, saftigen Rasen bewachsen, nach fünf Metern auf den Pfad des Botanischen Gartens mündete. Der Höhenunterschied auf diesen fünf Metern betrug einen Meter, also 20% Steigung. Statt eine Kette zu bilden und die Steine von Hand zu Hand wandern zu lassen, begnügten sich die Arbeiter mit der unproduktiveren Methode, gemächlich Ufer aufwärts und Ufer abwärts, in stolzer Haltung zu wandeln. Letztlich ließen sie dann den einen Stein, den sie trugen, auf einen Haufen fallen, wobei es nicht selten zu einer Teilung der Materie kam. Der Stein zerbarst dann in zwei Teile, doch niemand schien das zu bemerken, zumindest störte sich keiner daran. Da wollten wir natürlich keine Ausnahme bilden, auch wenn der völlig unbeteiligte Ausdruck auf den Gesichtern der Arbeiter Grund zum Rätseln gab.

Ich erinnerte mich an einen Satz aus Alexanders Munde, der mich auf dem Weg nach Indien begleitete und meine Neugier steigerte. „Wenn Du nach Indien kommst, kannst Du dich irgendwo hinsetzen, und wenn Du dann die Inder beobachtest, kannst Du den ganzen Tag nur noch lachen“ hatte er gesagt. Für einen Inder oder einen aus Indien

heimkehrenden Europäer bedeutet das: „Wenn Du nach Europa fährst, kannst Du dich irgendwo hinsetzen, und wenn Du dann die Europäer beobachtest, kannst Du nur noch weinen.“

So hat alles seine zwei Seiten, und wer nicht daran glaubt, auf der richtigen Seite zu stehen, liegt falsch.

An diesem Abend, es war der Vorabend vor Johns Abreise nach Puri, dem bezaubernden, heiligen Küstenort an der Ostküste Indiens, schaukelten wir auf einer Holzpritsche in Mr. Mullicks Garten herum und John verzauberte die Luft wieder mit seinen Mitbringseln aus Benares. Ein schwieriges Gespräch stand bevor. Durch die mir bisher entgegengebrachte Güte und Liebe unvorsichtig geworden, hatte ich meine Barschaft im Wert von 2700 Rupien bei unserem Ausflug im Haus zurückgelassen. Jetzt fehlten erstaunlicherweise 500 Rupien, d.h. dass man meine Barschaft auf 2200 Rupien reduziert hatte. Als Täter kamen nur John oder eine der hier wohnenden Personen, die mich während meiner Krankheit so vorzüglich behandelt hatten, in Frage. Mr. Mullick hatte mir nämlich versichert, dass kein Gast das Haus an diesem Tag betreten hätte.

Den vernichtenden Gedanken, der meine Menschenkenntnis verspottet hätte, nämlich John zu verdächtigen, wagte ich nicht zu denken. Die Tatsache, dass ich nach meiner Rückkehr nach Deutschland einen Traveller Scheck von ihm ohne Schwierigkeiten einlösen konnte, scheint mir hier im Nachhinein recht zu geben. Außerdem benötigte er kein Geld, was ich von der Familie hier nicht so sicher wusste, zumal mir John berichtete, dass ihm noch vor meiner Ankunft 10 Dollar abhandengekommen seien, wobei es Mr. Mullick geschickt verstanden hätte, den Verdacht auf eine hier beherbergte Amerikanerin zu lenken, an deren Vergehen er aber seine Zweifel hatte. Es war mir sowohl sprachlich, rechtlich wie auch moralisch nicht möglich, innerhalb der überaus zahlreichen Familie Mullick Nachforschungen über den Verbleib des Geldes anzustellen, und so beendeten John und ich dieses Thema mit einem Zitat aus einem typisch kapitalistischem Munde: “ Traue niemandem, auch nicht in Indien.“ Andererseits war ich

mir darüber im Klaren, dass ich eine Lehre erhalten hatte, die mich in Zukunft vor derartigem Leichtsinn schützen würde, und außerdem konnte ich das Glück kaum fassen, das man nicht die gesamten 2700 Rupien beschlagnahmt hatte.

Bedenkt man, dass so mancher indische Arbeiter mit 50 Rupien im Monat zufrieden sein muss, so betrug mein Verlust zwar ein knappes Jahresgehalt, nur hatte ich dafür lediglich drei Tage in Deutschland gearbeitet, und so ließe sich die Relativität beliebig fortsetzen, ohne dadurch einen Sinn zu erhalten. Wir genossen die paradiesisch bunten Vögel in der Ruhe des exotisch blühenden Gartens und vergaßen alles: Das hektische und entfesselte Kalkutta, die Welt um uns herum, ja, es war geradezu unvorstellbar, dass dieses Leben mit seiner Niedertracht um uns herum existierte, und in paradiesischer Anmut trat Ajay, eine studierendes Familienmitglied, hinzu und versuchte auf meinen Wunsch hin, uns den Lauf der Erde um die Sonne, des Mondes um die Erde und der Erde um sich selbst zu erklären, was ihn am Ende etwas peinlich berührte, da er es mir nicht erklären konnte. Wir verabredeten uns noch für den nächsten Abend, an dem wir alle zu einer indischen Hochzeit eingeladen waren, die bereits seit zwei Tagen zelebriert wurde und die wir auf ihrem Höhepunkt besichtigen durften, genauer gesagt, durften wir daran teilnehmen. Das Brautpaar gehörte zur Verwandtschaft unserer Gastfamilie, und während man in unseren Breitengraden vor allem mit seinem Besitz vor der Verwandtschaft prahlt, prahlt man in Indien am prächtigsten bei der Hochzeit. Man veranstaltet ein überaus glanzvolles Fest, bei dem nur nicht vorhandenes Geld eine Rolle spielt, soll heißen, dass man alles gibt was man hat zur Freude der Freunde.

Das große Los hatten wir mit dieser Hochzeit nicht gezogen, es genügte aber, mir die Unverständlichkeit, somit die Unsinnigkeit der Zeremonien gewahr werden zu lassen. Wir sagten dem Brautpaar – Brahmanen – indische Glückwunschformeln auf, staunten über die graziöse Blässe, die ihre unbewegten Mienen überzog und über die prunkvolle Kleidung. Nachdem wir den asketisch eingerichteten, nur mit Verwandtschaft gefüllten Raum verließen, in dem das Brautpaar auf der Erde hockte, zogen wir uns die Schuhe wieder an und begaben uns zum Speisesaal.

Man teilte uns mit, dass die Neuvermählten hier seit drei Tagen fasteten, um ihre Reinheit für den Bund fürs Leben zu erlangen. Ich folgerte daraus, dass die Hochzeitsnacht für diese Menschen nichts Besonderes bedeuten kann, doch wagte ich nach historischen Enttäuschungen in dieser Hinsicht nicht zu fragen. Auf dem Weg zum Speisesaal, der mit dem Mobiliar einer Gartenparty, Holzbänken und Holzstühlen ausgestattet war, passierten wir noch den Tanzsaal, in dem es zwar nichts zu trinken gab, in dem aber eine indische Combo mit Elektrogitarren und Drums die neuesten indischen Hits spielte. Die Stimmung hier war eher gelangweilt und apathisch. Angesichts des altersmäßig undankbaren Publikums, das augenscheinlich die Umstellung von meditativer Sitarmusik zu Popklängen noch nicht vollzogen hatte, nicht verwunderlich. Getanzt wurde zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Das Essen selbst enttäuschte meine zu hoch gesteckten Erwartungen, es gab nichts Unbekanntes, was mir die Beklommenheit nahm, mich zu blamieren und satt wurde ich trotzdem.

Nach dem zweistündigen Höflichkeitsbesuch verließen wir das Fest in Richtung Bushaltestelle, wo ich mir wegen rhythmischen Händeklatschens die zornige Verwarnung unseres Herbergsvaters zuzog, denn nicht nur ich, sondern auch er wurde dadurch vor den anderen Wartenden kompromittiert. Andere Länder, strengere Sitten!

Fahrplanmäßig, ohne die geringste Verzögerung, dampfte John am nächsten Morgen mit der Eisenbahn davon und auch meiner bemächtigte sich das Gefühl, Kalkutta ade zu sagen, denn diese Stadt schien mir lediglich ein Paradebeispiel zu sein für indisches Elend, Dummheit und Gemeinheit. Folglich verließ ich Howrah Station und suchte ein Office auf, in dem ich mir einen Bestätigungszettel ausstellen ließ, der es mir als Student erlaubte, 50% Fahrpreismäßigung zu bekommen. Mit diesem Fetzen Papier und dem Studentenausweis fuhr ich dann zu einem weiteren Office, wo man mir gegen Vorlage dieser beiden Dokumente eine Zusatzfahrkarte aushändigte, wonach ich nur noch ins Nebengebäude zu treten brauchte, um mir die richtige Fahrkarte abzuholen, d.h. nach drei Stunden erstand ich sie im wahrsten Sinne des Wortes. Ein Zuckerschlecken war das nicht, denn für einen

Europäer ist es schon ungewohnt, so lange nutzlos herumzustehen. Vollends aus dem Gleichgewicht brachte es mich aber, dass sich die Inder ewig vorzudrängeln trachteten. Sie wandten dabei Techniken an, die mich als Newcomer austricksten, und vielleicht trug auch noch die Mittagshitze dazu bei, dass ich in einem Augenblick der Verzweiflung revoltierte und ungezügelter Protestschreie ausstieß. Das brachte mir zwar die gehässigen Blicke der umstehenden Bevölkerung ein, jedoch bewahrte es mich ganz erstaunlicherweise vor weiterer Übervorteilung. Man war eben in Kalkutta vor nichts sicher, und das nächste Reiseziel hieß Darjeeling, 2185 Meter über dem Meeresspiegel und berühmt für die herrlichen Sonnenaufgänge über dem Kanchenjunga, einem Achttausender der Himalayakette sowie für den Tee, der in dieser Höhenlage noch würziger schmeckt und stärker wirkt. Der dortige Menschenschlag musste ein ganz anderer sein, dachte ich. Ruhiger und freundlicher. Ein tibetanisches Kloster lag in der Nähe und ich freute mich auf die kühlen Nächte in Darjeeling, denn mein Körper fühlte sich schon ein wenig ausgebrannt.

Im sicheren Besitz der Fahrkarte verließ ich endlich das Gebäude, begab mich in den Schatten eines Verkaufsstandes, trank zwei Kokosmilch und setzte mich erst mal. Das tat jedoch meinen Nerven dermaßen gut, dass ich mich über meine dreistündige Ungeduld und Aggressivität, die aus dem einzigen eigensüchtigen Gedanken an meine Fahrkarte resultierte, zu ärgern und zu amüsieren begann. Es wäre sicherlich klüger gewesen, mich während dieser Zeit – wie ich es ja schon häufiger während ungewollter Wartezeiten getan hatte – mich mit Indern anzufreunden, indem ich auf ihre dummen, ewig gleichen Fragen erfreut und genüsslich geantwortet hätte. Das hätte für Kurzweil gesorgt und vielleicht hätte ich dabei sogar etwas Wissenswertes erfahren. Es ist halt nicht so einfach, immer vernünftig und gutgelaunt zu sein. Aber wäre das Warten wirklich zu einem schönen Erlebnis geworden, wenn ich das getan hätte, was ich hätte tun sollen? Besser noch gefiel mir die Vorstellung einer wartenden Menschenmasse, die mit Tambourinen, Gitarren und Flöten bestückt musizierte, teils auch in Comics und Bücher vertieft war, teils auch sich unterhaltend und liebend. Die Unmöglichkeit

der Verwirklichung eines solchen Planes wurde mir sofort deutlich, dachte ich an die Verwarnung wegen rhythmischen Händeklatschens vom Vorabend. Derartige Formen der Ekstase sind anscheinend den Hohepriestern bei Prozessionen vorbehalten wie auch den Bettlern in indischen Zügen.

Dann gesellte sich mir der Gedanke, dass nicht die Menschen ausgetauscht werden müssten, um diese verschiedenen Verhaltensweisen zutage treten zu lassen, sondern lediglich die nervliche Verfassung, und so gelangte ich zu der Erkenntnis, dass es keinen typischen Charakter geben kann, was an Charakterlosigkeit grenzt. Ohne Charakter aber auch keine Eigenschaften und ohne Eigenschaft keine Person, womit ich schon bei einem göttlichen Prinzip angelangt war oder bei japanischer Philosophie, die mit dem religiösen Denken der Japaner eng verbunden ist: „Die Religionen sind verschiedener Ausdruck einer Wahrheit. Die Kosmologie lässt alles sich im Raum entfalten, der identisch ist mit dem umgreifenden, dem Nichts. Das Ganze ist göttlich, aber ohne Personalität.“ (unbekanntes Zitat)

Mit diesen Gedanken beendete ich den Kauf einer Fahrkarte und war zufrieden und froh, Kalkutta am nächsten Tag verlassen zu können. Ich spazierte noch ein wenig durch die Basare, was bekanntlich nicht ungefährlich sein sollte.

Törichterweise ließ ich mich von einem angeblichen, armen Studenten in den unweit gelegenen Laden seines Vaters führen, wobei er immer wieder versuchte, mir sein unglaublich schnelles Gehtempo aufzuzwingen. Die Taktik, Leute zur Eile zu zwingen und Ihnen die Luft zum Atmen knapp werden zu lassen, war mir nun mal bekannt und schien mir daher ungefährlich. Ausschlaggebend für meine Folgsamkeit aber war das Versprechen dieses Jünglings, er habe Ledertaschen in reichhaltiger Form anzubieten, und zwar genau von der Art, wie ich sie ihm vorher beschrieben hatte. Es handelte sich aber wohl um ein sprachliches Missverständnis, wobei festgestellt werden sollte, dass

sich meine Vorstellungen am marokkanischen Stil orientierten. Hier konnte man mir dagegen nur eine kleine Auswahl typisch indischer Muster zeigen. Vorher jedoch, bevor ich überhaupt über Taschen mit dem Händler sprach, zeigte man mir Seide, die ich nach den Worten des Händlers meiner Mutter kaufen sollte!

Dann spendierte man mir Coca-Cola und erzählte Geschichten über die eigene Armut! Ich sah mich genötigt, ein gutes Werk zu tun, wiewohl mir der Händler versicherte, ein phantastisches Geschäft gemacht zu haben. Ich verließ den Laden mit einer Tasche und drei Seidentüchern für insgesamt 13,- DM. In Deutschland wären die Sachen teurer gewesen – und der Kauf zigmal langweiliger.

Das letzte Erlebnis, das mir Kalkutta endgültig verleidete, war die Auseinandersetzung mit einer Horde Jugendlicher meines Alters. Ohne mich um besondere Aufmerksamkeit zu bemühen, ging ich wie immer eine belebte Straße entlang. Aus heiterem Himmel rannte in einem spontanen Anfall ein Junge hinter mir her und stellte mir Füßchen. Zorn loderte in mir auf, ich packte den Burschen am Kragen und wusste nicht, was ich weiter mit ihm machen sollte, sodass ich unter dem höhnischen Gelächter seiner Kameraden losließ und weiterspazierte. Nach fünf Metern traf mich eine Kokosnuss an der rechten Schulter, und wieder ertönte hämisches Gelächter. Glücklicherweise beruhigte mich daraufhin ein etwa vierzigjähriger Inder, indem er mich sanft umarmte und sich für das Verhalten seiner Landsleute entschuldigte. Ein anderer Freak erzählte mir später einmal, dass man ihn in Kalkutta beim Rikschafahren mit getrocknetem Kuhmist beworfen hätte.

Tee in Darjeeling

Der nächste Tag barg eine nicht zu unterschätzenden Aufgabe. Es hieß, mit Rucksack und meiner eleganten, neuen indischen Tragetasche einen Schlupfwinkel in berstend vollen Bussen zu finden, zu bezahlen, während der Bus von einem Schlagloch zum anderen hopste, und in Howrah Station umzusteigen. Der aufmerksame Leser mag jetzt stutzig werden, doch Howrah Station fertigt nur die von und nach Süden gehenden Züge ab, während Darjeeling im Norden liegt. Daher musste ich noch mal mit dem Bus nach Sealdah Station fahren. Ein recht moderner Bahnhof, wo nichts an Viktoria Station erinnerte. Ein junger indischer Student freundete sich mit mir an, bezahlte die Fahrkarte und zeigte mir, wo ich aussteigen musste, denn in dem Menschengewimmel konnte man nur etwas erkennen, wenn man einen Fensterplatz innehatte. Üblicherweise tauschten wir noch unsere Adressen aus und kamen überein, dass er mir zuerst nach Deutschland schrieb. Dieser junge Student war überdies der einzige, der mir tatsächlich schrieb!

In jugendlichem Elan überstand ich auch die Fahrt von Kalkutta nach Siliguri, dem gottverdammtesten Nest, das ich in Indien kennenlernte. Dort wartete ein antikes Eisenbahnmodell, um mich nach Darjeeling zu bringen. Es bestand zwar die Möglichkeit, mit dem Bus oder einem teuren Jeep schneller in diesen Höhenkurort zu gelangen, doch als ich dieses Mini – Wunderwerk von Eisenbahn sah, dachte ich an nichts anderes mehr als an die Freude dieser Bahnfahrt. Vier rote Waggon, ohne verglaste Fenster und Türen, nur halb voll, wurden von einer blauen Lok in Bewegung gesetzt, wie ich sie bisher nur in Museen oder auf Abbildungen im Eisenbahnquartett gesehen hatte. Obwohl sich alsbald schwarzer Kohlestaub auf meine Kleidung, Haare und Gesicht niederließ, lehnte ich des öfteren aus dem Fenster, um den frischen Fahrtwind, die dünner werdende Luft und landschaftlicher Reize, den kilometerweiten Blick auf Täler und terrassenförmige Felder, den Blick auf frische, farbenprächtige Pflanzen und sonnenvergoldete Blätter der Himalaya Bäume zu genießen. Begleitet wurde die Reise von dem

Tschk Tschk Tschk Tschk der Lok. Eine genauere Vorstellung von diesen Geräuschen bekommt man, wenn man sich eine Schallplatte mit den Geräuschen einer Dampflok vorstellt und diese dann statt auf 45 U/min auf 78U/min abspielt.

Die Waggonen selbst waren so niedrig, dass ich nicht aufrecht in ihnen stehen konnte. Wollte man seine Glieder von der anstrengenden Sitzerei befreien, wartete man, bis die Straße wieder mit der Eisenbahnlinie parallel lief. Dann sprang man aus dem Zug, sprintete ein wenig neben ihm her und hastete erschöpft keuchend wieder auf. Natürlich beherrschten wir mitreisenden Hippies dieses Spiel nicht so gut wie die indischen Knaben, für die es jeden Tag aufs Neue eine nette Zerstreuung darstellte, ihre Kräfte mit der Dampfmaschine zu messen.

Meine Abteilgenossen waren eine Australierin und ein Australier, abwechselnd kauften wir an den Bahnhöfen Tee, Kaffee, Bananen, Orangen und gebrannte Erdnüsse von der von ewigem Lachen angehauchten Bevölkerung. Der Australier spendierte Zigarren aus Burma, und mit Engländern tauschte ich Rupien gegen britische Pfund, einen Tag vor einer neuerlichen Abwertung des Pfund Sterling. Abends begann stufenweise der Einstieg in wärmere Kleidungsstücke, wie ich es schon von dem Truck nach Katmandu her kannte, und gegen 23Uhr erleuchteten abertausend Lichter die Berghänge: Darjeeling!

Am Bahnsteig erwarteten uns schon ein paar Geldversessene, die uns mit preiswerten Zimmerangeboten am Weitergehen hinderten, doch wir benötigten ihre Hilfe nicht, da man uns schon in Kalkutta die hiesige, neuerbaute Jugendherberge wärmstens empfohlen hatte. Tatsächlich existierte dieser moderne Bau, der majestätisch auf einem Hügel über der Stadt thronte. Dort wurde jeder Sonnenaufgang über dem Kanchenjunga zu einem gewaltigen Ereignis. Morgendliche, schattige Kühle wechselte zu beißender, ultravioletter Wärme, der Schnee schimmerte in grandiosen Variationen auf den Gipfeln des Himalaya, und an besonders klaren Morgen konnte man den Mt. Everest sehen, während der Nebel in den Tälern tanzte, unberührt von dem rotgoldenen, aufsteigenden Kometen. Es war ein Schauspiel ewiger,

vollkommener Schönheit, mit dem zaghaften menschlichen Streben nach Vervollkommnung in der Kunst nicht messbar. Spannung lag in der Luft, wenn die Sonne wie aus dem Nichts aufstieg, und minutenlange Faszination fesselte jeden Morgenmuffel, obwohl die Augen nicht fähig waren, minutenlang in das Auftauchen dieser ungeheuren Energie zu starren. Als bald hatte der Zauber eines neuen Tages die Erinnerung an die Nacht zerstört und in wenigen Minuten würden die ersten Bettler in kindlicher Unschuld, von jeglichem Verständnis des Begriffs „Belästigung“ befreit, um Bakschisch betteln.

Ein Neuseeländer verriet mir, wie er mit diesen armen und frechen Kindern umging. „Belästigen sie mich mit ihren Bakschischforderungen,“ sagte er, „so verdrehe ich meine Augen, schaue wie ein böser Mann aus dem Urwald und schreie: Ksch Ksch.“ Das war eine unkonventionelle und effektvolle Methode, wie sich bei meinen ersten Versuchen, die mich überdies auf mein schauspielerisches Talent aufmerksam werden ließen, herauskristallisierte. Erschrocken, mit großen ungläubigen Augen, schauten und verstummten die Kinder daraufhin und starrten mir noch minutenlang entsetzt hinterher.

Bereits nach ein paar Tagen schien es bekannt, dass es sich nur um einen Trick handelte, und ich erlebte die erste Pleite. Der kühnste der Bettlerjungen, die tagtäglich die Hauptstraße Darjeelings bevölkerten, welche von zahllosen Bäckereien, Hotels, und erstklassigen Restaurants eingerahmt wurde, bettelte um Bakschisch. Er ließ sich von meinem Urschrei nicht irritieren, bettelte weiter und machte sich einen Spaß aus meinem Missmut gegenüber seinem Anliegen. Schließlich beging er die Frechheit, sich mit ausgebreiteten Armen vor mich zu stellen, mich zu berühren und mir keck in die Augen zu sehen. Hilflös wiederholte ich mein uriges Ksch Ksch. Unerschütterter hielt er seinen Kopf hoch und die Hand auf, wobei er in vollem Ernst und ohne mit der Wimper zu zucken forderte: „I want 1000 Rupees! Sir, I am flying to Bombay!“

Ich strahlte ihn an, obwohl ich ihm keine 1000 Rupien geben konnte.

In dieser StraÙebefand sich auch Hillarys Konditorei, in der es die

herrlichsten Cream Rolls zu kaufen gab, die man sich vorstellen kann. Jeden Nachmittag kamen sie frisch in die Auslage und ich wurde süchtig davon. Doch was ist naheliegender, als ein derart wunderbares Erlebnis mit seinen Freunden teilen zu wollen, denn geteiltes Glück ist doppeltes Glück. So dauerte es nicht lange, bis wir zu dritt zu Hillarys gingen und nicht eine, sondern drei Cream Rolls kauften. Eine Cream Roll kostete 80 Paise, drei jedoch nicht 2, 40 Rupien, sondern 2 Rupien siebzig! Aufgrund einer Regierungsverordnung zahlte man bei Rechnungen über 1 Rupie einen Steuerzuschlag von 12%, so dass uns nichts anderes übrigblieb, als die drei Leckerbissen zurückzugeben. Dann gingen wir einzeln in die Bäckerei zurück, kauften und bezahlten einzeln und aßen dann gemeinsam vor der Konditorei.

Die Herzlichkeit und die Gastfreundschaft der Einwohner ist trotz der vielen Ausländer ungebrochen geblieben, und immer wieder konnte ich neue Kontakte schließen, entdeckte unbekannte Eigenheiten und Verrücktheiten, die ich wohl nie verstehen werde.

Ein wohlhabender indischer Jüngling, der einen regierungstreuen und westlichen Gepflogenheiten gegenüber angepassten Eindruck abgab, führte mich in ein schwer zu entdeckendes Café, welches der einzige mir bekannte Ort in Darjeeling blieb, wo Popmusik gespielt wurde, solange kein Stromausfall eintrat. Mit dem Inhaber, ebenfalls westlich gekleidet und neugierig auf alle zivilisatorischen Errungenschaften, sowie einem heiligen Mann aus Benares,, etwa 25 Jahre alt und tuchbekleidet, tranken wir Kaffee, wobei sich eine angeregte Unterhaltung entspann. Der heilige Mann belauschte unser Gespräch, ohne aber auch nur ein einziges Wort von sich zu geben. Daher wurde mir die Bewunderung meiner beiden Gesprächspartner für diese Person immer rätselhafter. Fragen, mit denen ich dieses Rätsel lösen wollte, blieben unbeantwortet. Nicht dass sie gänzlich ignoriert wurden in dem Sinne, dass mir Ignoranz gegenüber den köstlichen Eigenheiten erleuchteter Wesen unterstellt wurde, aber sie wurden mimisch eher als überflüssig weil gegenstandslos belächelt.

Unerklärlich blieb mir auch, warum der Großteil der einheimischen

Jugendlichen mit europäischer Mode Schritt zu halten versuchte. Dies war sowohl aussichtslos wie auch sündhaft teuer, aber sie gaben ihr ganzes Geld dafür aus.

Doch nicht nur bei der biederen Bevölkerung, sondern auch bei den Homosexuellen der indischen Gesellschaft, von denen nicht wenige im Gefängnis leben, fand ich reißenden Anklang.

Am Seilbahncafe, in der Nähe des zoologischen Geheges mit seltenen Himalaya Lebewesen, sitzt man vor sieben gleichartigen Bäumen unterschiedlichen Alters. Krumm und verknorrt hängen die alten Bäume am Bergabhang, frisch und gerade, anmutig gewachsen die jungen Bäume, dazwischen die mittleren Jahrgänge. Das Oberhaupt dieser Baumfamilie ließ sich nicht eindeutig bestimmen, aber immerhin entlarvte mich aufgrund dieser Gedanken der Restaurantbesitzer als lustigen Menschen. Und da er lustige Menschen gern hatte, erhielt ich eine Einladung zum Abendessen von und bei ihm.

Private Atmosphäre. Es gab ein halbes Hühnchen der Marke „indisch mager“ und Gemüse, dazu bot er mir eine Flasche Rum zu trinken an. Er selbst nippte nur an Coca Cola. Obwohl er viel lachte, eine schönes Zimmer bewohnte mit dufter Musik, genug zu essen hatte und in einer wunderschönen Gegend lebte, fand er sein Leben langweilig und wollte Darjeeling verlassen. Katmandu und Kalkutta waren für ihn Zauberworte wie für einen Kleinstadteuropäer etwa Paris und London.

Letztlich, es war der Abend vor meiner Abreise, fiel eine leere Flasche Rum um und ohne große Anstrengung überredete mich der hübsche Jüngling bei ihm zu übernachten. Eindringlich, aber unlegbar wirkungslos, warnte ich ihn, mich später als fünf Uhr in der Frühe zu wecken, da mein Bus um sechs Uhr starten würde, vier Kilometer von diesem Ausflugsort entfernt!

Unerklärlicherweise erwachte ich um fünf Uhr fünfzehn, zog mich instinktiv an und verließ aufgeregt, ohne ein Wort des Abschieds an meinen schlafenden Freund, das Lokal. Viel zu langsam raste ich die

Treppe herunter, im Schneckentempo schlug ich die Tür zu, und erst die frische, klare, dünne und zarte Morgenluft verzauberte mein Gemüt. Ein hinreißender Sonnenaufgang stand bevor, ein zeitloses Schauspiel erregender Demaskierung. Zeit und Hetze, Ärger und Aufregung, Abschied und Flucht, Verstand und Engstirnigkeit erschienen mir wie ein abgründtiefer, magischer Strudel, den es zu meiden galt. Aber dann war da noch das Busticket, für das ich bereits gezahlt hatte. Ein Ticket für zwei Personen, einen Wiener Reisegefährten und mich. Also rannte ich doch auf die Strasse, stürzte doch los, zweifelnd und unwillig. Vielleicht lag darin die Ursache, das mein Bewegungsdrang – es ging immer bergauf und bergab – nicht lange anhielt. Und schließlich verdeutlichte jeder Blick auf meine hoffentlich stark vorgehende Armbanduhr die Sinnlosigkeit dieses 1/10 Marathonlaufes. Auf mathematischem Wege errechnete ich die Zeit für das Hinauflaufen zur Jugendherberge, hochspringen der Treppe, aufreißen der Zimmertür und Rucksack packen, verabschieden diverser Bekannter und den Abfahrtslauf zur Bushaltestelle. Allein das mindestens 20 Minuten extra. Und so unglaublich es klingen mag, aufgrund von Augenzeugenberichten musste mit pünktlicher Abfahrt des Busses gerechnet werden. Also gab ich auf.

Hundert Meter vor mir öffnete gerade eine Teestube, in der ich mich zu normalisieren hoffte. Unverrichteter Dinge hörte ich Motorgeräusche, der Bus nach Siliguri kam angekracht, mein Bus, und geistesgegenwärtig winkte ich mit dem Daumen. Freundlicherweise nahm mich der Fahrer mit zur Bushaltestelle und versprach zu warten, während ich zur Jugendherberge kraxelte, um mein Gepäck zu holen.

Um dieses zweifelhafte Versprechen nicht auszunutzen, beeilte ich mich noch mehr und fand mich gegen sechs Uhr zwanzig mit weichen, schlotternden Knien und einer sich anbahnenden Magenverstimmung im Bus wieder. Ich versteifte mich, einer Yoga Stellung ähnlich, auf einem Sitzplatz in dem berstend vollen Transportmittel, saß aber am Fenster, sodass ich bei eventuellem Erbrechen keine Mitreisenden in Mitleidenschaft ziehen würde. Allerdings wäre das nicht so schlimm gewesen, denn das Erbrechen in öffentlichen Verkehrsmitteln ist hierzulande nichts Außergewöhnliches.

Mein Freund aus Wien, der den Platz reserviert hatte, schenkte mit etwas zu Essen, als er erkannte, dass ich bislang nicht gefrühstückt hatte, und eine Flasche wahrlich erfrischenden Saft. Nun konnte die Fahrt losgehen, und meine Darmperistaltik wurde durch das fortwährende Gehuckel angeregt. Ein ewiges Kommen und Gehen von Fahrgästen begleitete die Fahrt über die unzähligen Serpentinaen, was einen beständigen Wechsel von Licht und Schatten bedeutete.

Erst zerbiss die Kälte das Gesicht, dann glühte die ultraviolette Morgensonne auf die Poren, und an den vor Feuchtigkeit triefenden Schluchten tropfte eiskaltes Wasser auf die sonnenbehaarten Blätter. Dann kamen wir an einer Hütte vorbei, von Bäumen umgeben, auf deren Veranda ein tuchbekleideter Mann mit tiefen, schönen Falten im braunen Gesicht gerade ein Chilom an die Stirn hielt – vor ihm die unendlich weite, verwirrende Pracht natürlicher grüner Farben des goldenen Morgenlichts. Dies war ein Wahnsinnsaugenblick und ein Bild für die Götter, das sich tief in mein Hirn brannte. Wäre die Panne, die den Bus kurz darauf für eine halbe Stunde außer Gefecht setzte, hier passiert, so hätte ich dem Himmel für ein Wunder gedankt.

Gegen Mittag erreichten wir Siliguri, das gottverdammteste Nest Indiens. Nachdem wir den Fahrpreis auf den Normaltarif heruntergehandelt hatten, pferchte man uns zu acht in einen Jeep. Der Wiener saß mit mir auf dem Gepäck, und an einem Teeshop faselte der Fahrer etwas von einer Panne. So konnten wir endlich mal wieder Tee trinken, und wir wunderten uns, dass in dieser Menschensiedlung, die etwa 20 Hütten groß war, 20 Rikschas samt Fahrer standen, die es sich unter dem Verdeck ihrer Räder bequem gemacht hatten.

Bald kamen wir an einen ausgetrockneten Fluss, der wohl die Grenze zu Nepal bildete, und man teilte mir mit, dass ich hier kein Visum bekommen könnte. Also zurück nach Kalkutta? Von Bestechung wollten die Beamten auch nichts wissen. Sie waren wirklich nicht in der Lage, ein Visum auszustellen, forderten mich aber auf, erstmal nach Katmandu zu fahren, wo man mir sicherlich Verständnis entgegenbrächte und

nachträglich ein Visum ausstellen würde. Das tat ich dann auch.

In einem gefederten Bus mit beschädigten Polstersitzen, ein Traum von Luxus, huschten wir über die Straßen nach Bharatnagar, der ersten Stadt mit Flughafen hinter der Grenze. Mein körperliches Wohlbefinden hatte sich seit dem frühen Morgen noch verschlechtert, was mich bewog, 45-minütigen Luftverkehr einer zweitägigen, anstrengenden Busexpedition nach Katmandu durch die Vorgebirge des Himalaya vorzuziehen. So ging ich noch an diesem Abend mit meinem Wiener Freund zum Flugbüro, wo uns der lächelnde Beamte mitteilte, dass die Flüge nach Katmandu für die nächsten drei Tage ausgebucht seien. Er schrieb uns aber als 5. und 6. Ersatzpassagier für den morgigen Flug auf seine Liste.

Uns schien es kaum vorstellbar, dass unerwartet sechs Plätze frei würden, trotzdem wir uns am nächsten Morgen zum Flugplatz begaben und ungeduldig warteten. Die Frage, ob es alltägliches oder seltenes Glück war, stellten wir uns nicht mehr, als wir in der Maschine nach Katmandu saßen.

Es war keine außergewöhnlich gute Sicht auf die Schneewüste des Himalayas, eher eine unbeständige, sodass die wenigen Augenblicke, in denen der wolkenverhangene Himmel sich lichtete, uns ganz in ihren Bann schlugen. Nach genau 45 Minuten landeten wir ohne jegliche Komplikationen auf der einen Landepiste, und beim Anblick von Katmandu überfiel mich ein leiser, angenehmer Schauer des Wohlbekanntes. Seit langer Zeit sah ich wieder bekannte Gebäude, ging durch bekannte Straßen, bemerkte Anzeichen von Veränderung, freute mich über die bekannten Gesichter von Hoteliers, Bettlern, Kaufleuten und Teestubenbesitzern oder Buchhändlern. Obwohl ich keineswegs behaupten konnte, ein Kenner dieser Stadt zu sein, so übermächtigte mich doch kein Reiz des Neuen. Vielmehr hatte ich schon bestimmte Pläne darüber im Kopf, welche Orte ich wiedersehen wollte. Was ein Wort – Pläne! Nicht die Neugier des Unbekannten trieb mich durch die Straßen, nicht weiter lieferte ich mich ziellos neuen Eindrücken

aus, sondern um bereits Bekanntes wiederzusehen, besuchte ich liebgewonnene Plätze, aß bekannte Speisen und begrüßte alte Freunde. Bekannte Hotelnamen fielen mir ins Auge: „Oriental Lodge, Hodge Podge Lodge, Golden Dragon Lodge“ und viele andere bedeutungsvoll klingende Unterkünfte passierte ich. Dann traf ich zufällig den Dänen wieder, wir besuchten eine Party und hier lernte ich einen abgekaternen Amerikaner kennen, der sofort Gefallen an mir fand und mich einlud, für einige Zeit sein Gast zu sein.

Eine kleine Fantasiereise

„Wir Menschen versuchen immer, ein Bild von uns zu entwerfen, ein recht genaues und scharfes dazu, ohne dabei jedoch die Rätsel diese Welt lösen zu wollen. Wir sortieren alles, teilen uns ein in Lebenskünstler und Spione, die heimlich geliebten, in Gangster und Großindustrielle, deren einzigartige Gemeinsamkeit wir kaum in ihrer Abhängigkeit von Liebe suchen, in Herrscher und Beherrschte. Doppelagenten erscheinen uns unheimlich und interessant, ihre verzweifelte Widernatürlichkeit erweckt in manchen von uns den wahnsinnigen Wunsch nach Anonymität.

Aus Klugheit und Angst wird der Mensch Ansprüchen gerecht, lernt das Chaos zu verhindern, und abgöttisch liebt er die Tapferen und die Klugen. Seine grenzenlose Widersprüchlichkeit wird durch Faktoren wie Stimmung, Zeit und Raum vervielfältigt, sie befähigt ihn zu lieben, vielleicht auch zum Träumen; zu unkontrollierbaren Träumereien, denen niemand widerspricht. Doch in der Erfüllung seiner Träume, dieser bizarren und unirdischen Visionen, liegt seine Aufgabe und seine Liebe.“

Träume sind Schäume, sagt man, und mit Abwehr und Skepsis betrachtete ich deshalb diese Worte des Amerikaners, der mich im Wagen zu seinem Wohnsitz in ein abgelegenes Himalayatal fuhr, über versteckte und holprige Pfade.

„Ich habe meinen Traum wahr werden lassen, doch das Leben geht weiter,“ väterte er mir ein, mit aschfahlem Haar und blaugetönten Augen, während wir bei einem Tempo von 8 km/std und einer Steigung von annähernd 20% eine gute Stunde dahinpolterten, ehe wir sein Domizil erreichten. Seiner Meinung nach war es die intelligenteste Frage auf dieser Erde, und ausgerechnet von mir wollte er eine Antwort:

„Wie gefällt Dir Indien?“

Er gab mir ihr Foto, und noch während ich die ausgesprochen schöne Frau betrachtete und nach einer Antwort suchte, führte er seinen

Monolog fort.

„Es gibt tausend Antworten auf diese Frage, doch wer Indien kennt, antwortet:

„Wie gefällt Dir der Rest der Welt?“

Am Ernst seiner Worte ließ er keinen Zweifel und fuhr fort:

„Hier sind Dinge möglich, die in keinem zivilisierten Staat der Erde möglich wären.“

Er parkte den Wagen rechts neben dem Haus und wies mich an auszusteigen, indem er mich ansah und selbst ausstieg. Ich trat auf den Kiesweg und folgte ihm – vom Rauschen eines Wildflusses aufgefordert – an sein Ende. Eine bestimmt 300 Meter tiefe Schlucht öffnete sich vor meinen Augen, und in der unvorstellbaren Tiefe sah man den reißenden Fluß, erblickte feinsandiges Kalkgestein am ebenmäßigen Ufer, auf dem ein Gong thronte, und wäre die Tageshitze nicht vom Sonnenuntergang hinweggerafft worden, hätte mein einziger Wunsch in einem erquickenden, eisigen Bad bestanden.

Schaute man über den Abgrund hinweg, sah man faszinierten Blickes auf weite, mit Gras und Nadelhölzern bewachsene Geröllfelder, dahinter Berge, verschneite Gipfel, und die Regionen ewigen Schnees, unbewohnte Meere. Unter einem feuerfarbenen Himmel, rubinrot und aus schwefelleuchtendem gelb, erzitterte das Gestein, als vier kaffeebraune Kokosnuss Schönheiten ihr Strandfeuer entzündeten und mit mächtigen Hieben gegen den riesigen, märchenhaften Gong schlugen, worauf eine göttliche Ergriffenheit sich meiner Glieder bemächtigte. Unter dem unirdischen, furchtbaren Getöse und dem fremdartigen Klang drohte ich zu erzittern. Als Stille eintrat, verriet mir der Amerikaner, das dieser Gong bei jedem Sonnenuntergang zu vernehmen sei, und das er das Nahen der nächtlichen Dämonen verkünden würde.

Während die Vibrationen des Gongs langsam verhallten, tanzten die Mädchen schreiend und ekstatisch um das Feuer. Jetzt hatten sie

ihn ein 2. Mal geschlagen, und nun kamen sie langsam, erhaben und stolz die in Stein gemeißelte Treppe empor, die vom Kalksandstrand bis zum Haus führte. Als das Echo des Gongs schon fast verklungen war, hatten sie wie selbstverständlich das Ende der Treppe erreicht. Nur ein Batiktuch um die Hüften, bewegten sie sich auf uns zu, und ihr Duft, ihr sinnlos raubender Duft, becircte meine Sinne. In ihren wunderbaren, tiefschwarzbraunen Augen lag machtlose Gefangenheit wie wehrlose Keuschheit und stolze Trauer. Ihre frischen Körper leuchteten gespenstisch in den wirren Farben des Sonnenuntergangs, anschmiegsam gleich ihren Lippen, unberührt und sinnlich.

Tagaus, tagein das immergleiche, mächtige Schauspiel!

Ein Hausangestellter kam, brachte eine Decke und servierte Tee, so dass wir es uns bequem machten und dem Rest des hinreißenden Sonnenuntergangs hingaben. Längst waren die Mädchen durch einen uralten, verdorrten, doch gut 5 Meter breiten Baum verschwunden. Folgte man diesem ausgehöhlten Baumpfad, erklimmte man eine trichterförmig ansteigende Treppe aus weißem Marmor, und so erreichte man den Eingang zu seinem Haus, oder muss ich sagen. „Tempel?“

Dieses Gebäude schien vielen absonderlichen Wünschen Rechnung zu tragen, was die Inneneinrichtung betraf. Beispielsweise war jeder der Räume in den unterschiedlichen, vielfältigen Tönungen einer einzigen Farbe gehalten, wobei natürlich jeder Raum eine andere Farbe hatte. Dieses Prinzip wurde nur in dem magischen Gästezimmer außer acht gelassen.

Der erste Raum, den wir betraten, war völlig schwarz. Schwarze, ausgestopfte Panther zierten ihn zu achtzehnt, und von einem Tonband erklangen Geräusche aus dem Dschungel.

„Gefallen Sie Dir?“ fragte er, und eine bleierne Beklommenheit bemächtigte sich meiner Seele, doch musste ich dieser Sammlung Anerkennung zollen.

Als bald führte er mich auf einen langen, dunkelroten Gang, von dem sechs verschlossene Türen, mit fabelhaften Gestalten bemalt, abzweigten. Türsteher bewachten die geheimnisvollen Eingänge, regungslose Wachsfiguren, in deren leblosen Händen flackernde Tropfkerzen zuckendes Licht in den kalten, dunklen Gang warfen. Je weiter wir in diesen Tunnel vordrangen, desto lauter dröhnte uns das gefährliche Donnern des Wildbachs entgegen, und das unbarmherzige Stampfen der Fluten klang uns in den Ohren. Schnurgerade höhlte der Gang den Tempel von der Vorder- bis zur Rückfront aus, und rotbraune, klappernde Kastanienketten, die statt einer Balkontür den Eingang zur Terrasse markierten, raschelten im Wind. Von hier aus waren es noch 3 Meter bis zum Abgrund des mächtigen Felsvorsprungs, auf dessen unsicherem Grund dieses Bauwerk errichtet war. Ich wagte drei Schritte nach vorn. Jetzt sah ich die tobenden Wassermassen dahinschnellen.

„Alles Denken wird zu Gefühl, jedes Gefühl erzeugt Gedanken.“

Das sagte er und betrat vergnügt die weißgetünchte Wendeltreppe, von der Terrasse ins Obergeschoß leitend. Tatsächlich, ein Gefühl bebender Angst vor dem Sturz überkam mich, je länger ich mit dem Gedanken spielte hinunter zu springen. Hingegen nahm ich ihm seine unverschämte Anspielung auf meine Gedanken nicht übel, bis ich die Aufforderung in diesen Worten erkannte. Schwindel übermannte mich, in jugendlicher Torheit hatte mich die zügellose Wildheit und ungeheure Leidenschaftlichkeit dieser Kluft zwischen Himmel und Erde jeglicher Vorsicht und Vernunft beraubt. Zu spät erkannte ich die verführerische Lockung dieses Spiels, und meine ohnmächtigen Sinne verloren die Gewalt über den Körper. Meine Knie wurden weich und wollten zu Boden sinken, doch dann hätte ich den Halt unter mir verloren. Entsetzt drehte ich mich torkelnd um, stolperte und fiel hin. Ich stand wieder auf. Abermals erlag ich der Faszination der Tiefe und drehte mich wieder um, getragen von der tiefen Einsicht, dass ein weiterer Schritt nach vorn den Absturz bedeutet hätte. Aus einem lebensrettenden Instinkt heraus rückwärts taumelnd hörte ich seine Stimme. Erst jetzt befahl er mir:

„Komm!“

Ich erinnerte mich an den Südafrikaner, der in selbstmörderischer Absicht das Dach eines Wolkenkratzers in Johannesburg bekletterte, doch erst sprang, als die Menge der Schaulustigen in einhämmerndem Rhythmus schwelgte: “Spring doch, Spring doch!“

Ernsthaft und misstrauisch fragte ich mich, was geschehen wäre, wenn ER geschrien hätte: “Spring!“

In diesem Augenblick war ich mir sicher, dass die vielen Abstürze unter Himalayabergsteigern keine Unfälle gewöhnlicher Art sein konnten. Verzweifelt schrie ich nun mit der entsetzlichsten Kraft meines Körpers: „Spring!“ doch das grauenhafte Echo klang nur schwach und höhnisch.

Über die Treppe gelangten wir ins obere Stockwerk, wo wir sozusagen in einer Umkleidekabine landeten. Auf seinen Wunsch hin legten wir weiße Gewänder aus reinster Seide an, reich bestickt mit handgearbeiteten, chinesischen Mustern. Ein vollkommen neuartiges Körpergefühl vermittelten diese kostbaren Kleidungsstücke auf der nackten Haut, und die Großzügigkeit und Herrschaftlichkeit dieser Stoffe machten wieder einen neuen Menschen aus mir.

Glücklich wie ein Kind, das zum ersten Mal Schnee sieht, folgte ich ihm in ein blütenweißes Zimmer, dessen Boden weiches Lammfell bedeckte. Die prunkvollen Möbelstücke bedeckten schwere Silberbrokate und die Tafel war bereits gedeckt mit silbernen Tellern und Bestecken. Es war mir unmöglich, mich nicht von der traumhaften Atmosphäre dieses Raumes gefangen nehmen zu lassen. Und ja, ein neues, prickelndes und eigenartiges Gefühl übermächtigte mich; wie auf einem Flug sah man durch die überdimensionalen, ellipsenförmigen Fensterscheiben auf die eisige Gipfelkette, die Heimat des sagenumwobenen Yeti.

„In weißen Kutschen leben die Yeti Menschen und schwere Schneestürme peitschen ihre beklagenswerten Rosse,“ lächelte er mir zu und griff zur Speisekarte.

Nach einem 3-Gänge Menü begann er wieder zu philosophieren:

„Für mich gibt es keine Gespräche mehr auf dieser Welt, am Ende ist alles käuflich. Unsere Bibel ist das Wort des Geldes, niemand betet, niemand versteht. Doch Indien hört Dir zu, lacht wenn Du lachst, weint wenn Du weinst, versteht ohne jemals zu verstehen.“

Seine Sensibilität, seine Eifersucht in allem, was Indien betraf, musste ich nun für eine Farce halten. Eine Schauspielerlei, obwohl er genau wusste, wie unnötig es war, mir etwas vorzugaukeln. Oder war er nur krank, sah abwechselnd einen Freund, dann aber wieder einen Feind in mir? Das hätte vieles erklärt, viele Rätsel entworfen.

„Indien ist nur eine Fee,“ fuhr er fort.

„Zu klug, um zu verstehen. Voll unbehüteter Geheimnisse. Indien lieben heißt alles lieben.“

Shambu war mein Gedanke.

Zwar konnte er sich ungemein poetisch ausdrücken, doch zweifelte ich, ob diese Worte seinem Gefühl, entquollen, seinem Herzen entsprangen oder ob sie nur eine Liebhaberei für dichterische Worte befriedigte, demnach eine Ersatzbefriedigung durch Worte darstellte. Ein echtes Gefühl sucht nicht nach Worten, Worte beschwören Gefühle! Dann, noch während ich den unserem Dessert, den Holy Sweets, zusprach, ahnte ich die Bedeutung des bitteren Geschmacks dieser Plätzchen. Nach hiesiger Sitte verdiente das jedoch keine außergewöhnliche Anmerkung.

„Ein wenig Opium wird Dir guttun,“ prophezeite er mir erst jetzt, als ich schon begriffen hatte. Allein die Bezeichnung „Holy“, also geheiligte Plätzchen, und die irrsinnigen, mandelsplittrigen Muster hätten mich auf die wahre Essenz dieses Gebäcks hinweisen sollen. Die logische Begabung meines Verstandes, die diesen Fingerzeig zu spät zu deuten gewusst hatte, ersann nun – hoffnungslos sah ich mich dem Schicksal ergeben – einen noch teuflischeren Argwohn.

An dieser Stelle des Buches muss ich zugeben, dass ich bisher in keinerlei Berührung mit diesem geheimnisvollen klingenden Rauschgift getreten war, muss aber auch verraten, um nicht gänzlich den wahren Charakter meiner eigenen Person zu verschleiern, das eine tiefe Faszination im Grunde meiner Seele schlummerte. Ich war schon seit langer Zeit neugierig auf Opium. Niemals jedoch wäre ich bereit gewesen, in der Gesellschaft eines Mannes, dessen Absichten ich nicht kannte, an dessen Freundschaft ich zweifeln musste und dessen bisheriges Verhalten mich zu äußerstem Misstrauen trieb, meine ersten Erfahrungen mit diesem Gift zu sammeln. Hätte er sich nur in einer angenehmeren, offeneren Art präsentiert!

Dann hätte diese üble Verführung ohne mein Einverständnis einen Eindruck auf mein Empfinden ausgeübt, dem nur die Bezeichnung „frevelhafte Vergehen“ gerecht wird, doch dieses ängstliche Misstrauen, diese quälende Ungewissheit wäre mir erspart geblieben. Erstaunt über meine Naivität, fragte ich mich selbst, was mich an seinen gemeinen und böartigen Absichten noch zweifeln ließ. Geld konnte er nicht wollen, und meine Freundschaft hatte er bereits verspielt. Ich wagte es kaum zu denken, völlig lag mein Schicksal zu seinen Füßen, aber wenn er mein Leben, ja, wenn er mir nach dem Leben trachtete, so hätte er vorhin, als mir vor dem gähnenden Abgrund schwindelte, zuschlagen können. Auch erschien mir diese Idee zu absurd, um sie noch weiter in Erwägung zu ziehen. Doch was war es dann? Nur noch grämen konnte ich mich über meine Tollpatschigkeit, zu offensichtlich, zu durchschaubar lag sein abartiges Ziel nun vor meinen Augen, als das mich die Harmlosigkeit seiner Absicht beruhigen konnte. Schwull! So lautete die Diagnose.

„So wirst Du das Geheimnis Indiens kennenlernen!“ hauchte er sanft, und in diesem Moment betrat das blumengeschmückte, verzückt lachende Mädchen, in deren dunkle Schönheit ich mich abermals verliebte, den Raum. Mit dem süßen Klang ihrer Worte, dem Kontrast ihrer tiefen wie zarten Stimme verstrich die Zeit bis zu den ersten Anzeichen des Opiumfiebers unbemerkt. Von ihrer engelhaften Schönheit hypnotisiert,

lauschte ich ihrer erotischen Erzählung, die sie mit einer Anmut vortrug, die mich gefangen nahm. Sheherban lauschte Sheherezade. Von einem Ort der Welt, wo nicht nur jede Frau mit allen Männern und jeder Mann mit allen Frauen schlief, handelte die Erzählung. Das Gesetz befahl es so. Dort gab es keine Eifersucht, keine Leidenschaft, nur Liebe, und ich meinte an diesem Abend, dieser entlegenste aller irdischen Schlupfwinkel sei das Paradies. Heute, ein halbes Jahr danach, schreibe ich diese berauschte Empfindung meiner damaligen Verzückerung und Weltfremdheit zu, die mich befähigte, an die allumfassende Liebe menschlicher Beziehungen zu glauben.

Nun wandten wir uns dem magischen Gästezimmer zu, schwebten auf rosa Wolken durch den Äther, schwerelos wie Kosmonauten, ohne Ziel und ohne Richtung, den Klängen des Gebirgsflusses wie der Musik wasserkundiger Dämonen lauschend. So unglaublich es klingen mag, so unwahrscheinlich es sein mag, so unaussprechbar es scheint, wir hörten das Echo des Gongs draußen am Strandufer. Die Bilder dieser Welt verschwammen zu neuen Dimensionen, zu Dimensionen, die mit ungeheuerlicher Geschwindigkeit durch die uns wahrnehmbaren Dimensionen jagten. Wir erreichten die Treppe, traten hinaus in die beißende Kälte, und der scharfe, aufgeweichte, tänzelnde Wind peitschte uns die Poren, während der stöhnende Fluss sich aufbäumte, um noch orgiastischer zu wüten. Immerhin hatten wir drei kostbare Fuchsfelle übergeworfen, sodass der Abstieg ins untere Geschoß nicht zu einer grauenhaft eisigen Angelegenheit entartete. Wir mussten alle drei lachen, als wie einen Bongospieler auf der Terrasse wahrnahmen, die klappernden Kastanien im Hintergrund, doch er bemerkte niemanden.

Der einarmige Türsteher auf der linken Seite gewährte uns düster lächelnd Eintritt, eine ausgelöschte Kerze in der Hand anstarrend. Unfassbar war der sich nun bietende Anblick für mich. Mit Hilfe des blau getönten venezianischen Fensterglases tauchte der Mond den Raum in fahles, unirdisches Silberlicht. Ich starrte geradewegs in den riesendunkelblauen Ozean, in dem sich Seeschlangen wanden und einmalig schillernde Fische zu erspähen waren. Entweder war das der

Ozean eines anderen Planeten oder ein Aquarium, spekulierte ich. Unglaublich, dass es hier keine bessere Musik als Disco Sound gab.

Kaum nahm ich die unbewegliche Frau auf einer Jadeschaukel wahr. All die kunstreichen Standbilder, sowie die Wahnsinn entlarvenden Ornamentierungen aller Truhen und Schränke, verzauberte das magische Mondlicht. Alles bestand aus reinstem, durchscheinendem Kristall oder aus lichtbrechendem Glas, sodass gespenstische Verzerrungen auftraten. Selbst die Vorhänge schimmerten silbrig. Bewegungslos zog das Licht an ihnen vorbei. Einen quellklaren Pokal reichte mir die Königin der Nacht, in glitzerndes Silber gekleidet, und vor ihren tiefen, verräterischen Blicken leerte ich seinen blutroten Saft. Loderndes Feuer durchdrang mich bis zu den Zehenspitzen, und obwohl ich unfähig war, den Körper als eine Einheit zu erfassen, fühlte ich doch jedes Glied. Endlich begriff ich!

Dieser Rausch würde mit körperlichen Genüssen angereichert werden.

Beginn der Rückreise

„No smoking Hashish!“ Diese Warnungen zierten die Wände der Pie shops und Restaurants, die ich bei meinem ersten Besuch dieser alten Hauptstadt liebgewonnen hatte. Sie zeitigten die gleiche Wirkung wie die Schilder am Strand von Goa, auf denen das Nackt Baden verboten wurde.

Im Übrigen zeigte sich Kathmandu verspielt wie zuvor, und obwohl ich die Zeit mit komfortablem Gammeln verträdelte, d.h. Musik hören, essen, lesen, etc. erlebte ich doch ein wunderbar verrücktes, religiöses Fest, das einem geschulten Europäer wie Idiotie erscheinen muss.

Es war ein Morgen wie jeder andere. Der Wiener, mein Zimmergenosse in einem 60 Pfennig Hotel, studierte gerade den Wanderweg zum Mt. Everest, während ich überlegte, welche kostbaren Kleidungsstücke ich mir umwerfen sollte. Er sagte, dass er das Fernglas, das er für seinen Everest Treck mitgebracht hatte, ohne Gewinn verkauft habe, und lachte dabei wie ein Einheimischer. Dann traten wir ins Freie und bahnten uns den Weg zu einem Frühstückslokal. In unserer morgendlichen Muffeligkeit nahmen wir nicht wahr, dass die Nepali heute noch buntere, verschmutztere Kleidung trugen als gewöhnlich, und nicht einmal die geplatzten Luftballons auf der Straßefielen uns ins Auge. Diese Ballons waren mit irgendeiner bunten Flüssigkeit gefüllt, und auf den Balkons ihrer verwinkelten Holzbauten warteten die Menschen darauf, ihre Treffsicherheit zu bekunden. Die Kinder veranstalteten heiße Farbschlachten in den Straßen der City mit diesen Farbkanonen, ohne Rücksicht auf Touristen, die sich oft genug über die kostenlose Farbtonung ihrer Kleider ärgerten. Andere hingegen waren stolz darauf, auch etwas abzukriegen. Wir spielten „Auf der Flucht“, und tatsächlich gelang es uns dank allergrößter Sorgfalt, unbefleckt das Frühstückslokal zu erreichen. Bis auf den Kellner war es hier menschenleer, so dass wir in Ruhe über unsere Spießigkeit nachdenken konnten. Doch wo konnten wir Farbballons auftreiben?

Mit der Zeit verflachte das Spiel, und am Abend beleuchteten viele Lichter an den Wohnhäusern Kathmandus das mittlerweile bunte Straßenpflaster. Der Einfallsreichtum mancher Lichtshows ließ sogar Las Vegas vergessen.

Mit einer Tola „first – quality“ heavy nepali, eingewickelt in Zeitungspapier, setzte ich nach mehreren Tagen meine Europareise in Richtung Pokhara fort. Das Visum hatte man mir ohne Wimperzucken nachträglich ausgestellt, Dauer 15 Tage, sodass ich noch eine Woche Zeit hatte, Pokhara und Umgebung lieben zu lernen. Die Straßedorthin führte fast nur durch Schluchten, war aber unglaublich gut, und nach nur acht Stunden erreichte der Mini Bus die nach Kathmandu bekannteste Stadt Nepals. Am dortigen Flughafen war Endstation. Von hier aus waren es noch drei km bis zum See, dem großartigen See von Pokhara, von dem jeder, der diesen See kennt, gerne spricht. Zusammen mit einem Engländer, den ich im Bus kennenlernte, ging ich los und wir teilten uns ein Zimmer im erstbesten Hotel.

Am Flughafen – jeden Tag landet hier eine Maschine aus Kathmandu – stehen zwei mondäne Hotels, doch in den Unterkünften, die hier verträumt unweit des Sees herumstanden, spielten Tischdecken und Kleidung keine Rolle. Vielmehr hatte ich bei jeder Mahlzeit Angst, mir die Gelbsucht zu holen, denn auf dem Geschirr perlten immer Spülwassertropfen, aber man wurde satt. Lauwarme Pommes frites, Spiegeleier, über dem Kohlefeuer gegrillter Toast mit zarter Rußschicht, Marmelade, immer wieder Reis mit Gemüse und curd. Wollte man wirklich warm essen, musste man das Gericht zweimal unter Protest zurückgehen lassen. Aber die himmlischen Kuchen, die die Nepali backen, entschädigen für alles.

Einen Vorgeschmack aufs Trecken kostete ich bei einem wundersamen Spaziergang um den See herum, dessen Dauer ich auf 2 Stunden schätzte. Ein Irrtum, der weniger dem unwegsamen Gelände, sondern zuvorderst den vielen verborgenen Armen des Sees zuzuschreiben war, die in die streckenweise steil ansteigenden Berge griffen. An der

flachen Seite dieses stillen Gewässers thronte ein attraktiver Tempel, von Bäumen beschattet und von Affen bewacht. Ein paar reisemüde, also unechte Saddhus, lungerten hier herum und ließen sich von Freaks zum Rauchen einladen. Ein Anlegeplatz für die schmalen Boote, welche die Touristen die 200 Meter ans andere Ufer fuhren und zurück, lag links vom Tempel. Davor standen zwei Cay Buden und ein Camping Platz für Bulli Freaks. Ewig schien hier die Sonne, Ausländer jeden Alters und aller Nationalitäten badeten und sonnten sich auf dem felsigen Uferboden, und ein ganz Verwegener spielte nackt, von einem Affen begleitet und nur mit Sonnenbrille bekleidet, Gitarre. Einen kaputten, betörenden Sound. Stierte man nicht nur auf den See, sondern wandte den Blick ans andere Ufer, konnte man die ansteigenden Gebirge der Himalaya Vorläufer im Norden erblicken, während im Süden hinter dem Tempel die schneebedeckten, mächtigen Gipfel zu bestaunen waren. Es war wirklich ein Bilderbuch Tal.

Mit einem Frühstück eröffnete ich dann eines Morgens den wundersamen Spaziergang rund um den See. Ich folgte zunächst einem festgetretenen Fußpfad, ehe ich plötzlich auf schilfigen, matschigen Boden stand und mich bei jedem Schritt knöcheltief versinkend vorwärts tastete. Unbeeindruckt geriet ich neuerlich auf einen felsigen Pfad, passierte eine Hütte und fischende Kinder, die mich wie einen Bewohner von einem anderen Stern aus großen, leuchtenden Augen anstierten. Lautlos lachten wir uns an, um die Stille nicht zu stören. Nur das stetige, monotone Plätschern des Wassers vernahm man. Während ich den äußersten Rand des Sees umbog, versank ich kurzzeitig bis zu den Waden in lehmigem Matsch, doch war es völlig ungefährlich, und rechts von mir, 100 Meter vom Ufer entfernt, grasten Kühe geruhsam und ohne jegliches Zeitempfinden. Auf ihren Rücken erblickte man beizeiten bunte Vögel, die sich ausruhten, und es war, als befände man sich in einem anderen Jahrhundert.

Die andere Uferseite ließ sich zunächst angenehm erkunden. Felsiges Ufer, schwach ansteigend. Dann versperrte eine Felswand den Weg. Ich kraxelte an ihr entlang, unter mir spitzzackige Felsen in glasklarem

Wasser. Senkrecht klammerten sich meine Finger an feuchte Felsspalten, während brüchiges Gestein ins Wasser bröckelte. Einige Meter legte ich so im Vertrauen auf gutes Karma zurück.

Dann erblickte ich den ersten von fünf Wasserarmen, ein menschenleeres Badeparadies. Um die Mittagszeit herum legte ich dann am letzten Wasserarm eine längere Badepause ein. Dann erklimmte ich serpentinenförmigen Pfade, die in hundert Metern Höhe über dem See angelegt waren. Hier ließ es sich angenehm spazieren, ab und an begegnete man Ochsen und anderen Tieren, man sah die Hütten einheimischer Bauern und ausländischer Bildungsreisender, die hier ebenfalls lebten. Ein wunderschöner Schmetterling zeigte mir sein Vertrauen. Er saß auf einem Ast, und ich wagte den Versuch ihn zu fangen. Zu meinem grenzenlosen Erstaunen konnte ich ihn mühelos am Flügel fassen, und glücklicherweise begann er nicht einmal zu zucken oder wild zu flattern, als seine Flügel bereits zwischen meinem Zeigefinger und dem Daumen eingepresst waren. Er flog erst weiter, als ich ihm seine Freiheit zurückgab.

Am späten Nachmittag sah ich den Tempel und die dortige Szenerie von der anderen Seeseite direkt vor mir, und da sich der Himmel gefährlich verdunkelte, stieg ich hinab ans Ufer, um ein Boot zu chartern. Aus dem Nichts tauchten plötzlich zwei amerikanische Touristinnen auf, zusammen mit einem einheimischen Reiseführer, der Ihnen wohl die Schönheiten des Seeufers gezeigt hatte. Es war jedoch unmöglich, ein Boot zu bekommen, da aufgrund des bereits einsetzenden Sturmes und der schlechten Wetterzeichen jeglicher Bootsverkehr eingestellt worden war. Glücklicherweise beruhigten sich die Himmelsgewalten schnell wieder, so dass ich schon bald meinen Heißhunger stillen konnte, bei Kerzenschein und Popmusik in einem nepalesischen Restaurant.

Mühelos und angenehm zogen die restlichen Tage dahin, ohne Uhren, Pläne, Verpflichtungen, ohne Fernsehen, Zeitschriften, ohne Stress und Reizüberflutung. Um die Sorglosigkeit dieses Daseins zu verdeutlichen, erlaube ich mir, die Begebenheiten eines Tages ohne nennenswerte Ereignisse zu beschreiben.

Der erste Wunsch beim morgendlichen Erwachen war Erfrischung, denn bereits gegen 9 Uhr morgens brannte die Sonne. Ich schob den Eisenriegel der hölzernen Zimmertür beiseite, stieg die morsche Holztreppe hinab in den wilden Hotelgarten und schritt dem Duschaum entgegen. Auf dem Dach dieser vier Wände aus unverputzten Ziegelsteinen stand eine wassergefüllte Blechtonne, sozusagen der Vorratsbehälter der Dusche, und die Nacht hatte das Wasser angenehm abgekühlt. Ein dünnes, wackliges Rohr führte durch die Decke und schloss ab mit einem Wasserhahn. Um dieses äußerst einfach zu bedienende Gerät baumelte eine durchlöchernte Pfirsich-Blechdose, die als Sieb diente und den Wasserstrahl zum Duschregen umfunktionierte. Wahnsinnig romantisch. Die Zähne putzte ich mir mit toothpowder, einem feinsandigen Pulver, das die Spucke schwärzte wie auch die Borsten der Zahnbürste. Ich frühstückte dann auf dem mit Gras bewachsenem Lehm Boden des Hotelgartens, ärgerte mich schwach über den miesen Kaffee und die verbrutzelten Spiegeleier, genoss aber in vollen Zügen das tibetanische Brot. Ein nepalesischer Twen, der aushilfsweise das Hotel führte und eine Honda 100 fuhr, leistete mir Gesellschaft. Genauer gesagt machte er seine Hausaufgaben in Mathematik an diesem Morgen. Es erlernte den Goldenen Schnitt. Ansonsten lungerten nur der achtjährige, lausbübige Kellner und ein Hund herum. Der Engländer pflegte in Begleitung eines englischen Paares vom Nachbarzimmer ein Hotel weiter zu frühstücken.

Danach spazierte ich in die Stadt. Ich passierte eine Erdnussverkäuferin, grüßte die entgegenkommenden Weißen mit einem „High,“ und bei der dritten Erdnussverkäuferin blieb ich stehen, erfeilschte eine Handvoll und fünf Erdnüsse extra, um ihr danach 25 Paisa zu schenken. Dann löste sich eine Zehschnalle meiner Jesuslatschen, und hinkend schlürte ich bis zum Flugplatz. Dort zierten ein paar Schuster das Straßenbild. Der erste von Ihnen verscheuchte mich mit der unverschämten Forderung von einer Rupie für die Reparatur, wogegen mir der Nächste nur 25 Paisa abzunehmen trachtete. Die Reparatur dauerte eine geschlagene Minute, und danach gönnte ich mir einen Tee. 20 Paisa.

Um die Mittagszeit saß ich in einem Restaurant in der Stadt, vergaß meine Sparsamkeit und bestellte ein kühles Bier: 13 Rupien! Dann schrieb ich mit größter Liebe zwei Aerogramme und eine Postkarte an meine deutschen Freunde in der Heimat, lächelnd und die baldige Rückkehr vor Augen. Nach der größten Mittagshitze besuchte ich die Post, ließ mir Briefmarken zeigen, kaufte welche und verfolgte aufmerksam das Abstempeln. Das war notwendig, denn sonst bestand die Gefahr, dass die Menschen hinter dem Postschalter die Briefmarken wieder ablösten und die Briefe in den Papierkorb wanderten.

Als bald setzte ich die erfolglose Suche nach Goldflake Zigaretten fort, offensichtlich gab es diese Marke aber nur in Kathmandu. Ich kaufte wiederholt Erdnüsse, trank Tee, sprach mit Nepalis und beobachtete Touristen. Das war keine interessante Beschäftigung, da die Touristen kaum außergewöhnliche Dinge taten, aber sie lachten.

Auf dem Rückweg erlebte ich einen bezaubernden Sonnenuntergang im Garten des majestätischen Flughafenhotels. Kurz entschlossen hatte ich diesen Garten betreten, als ich einen BMW mit dem Kennzeichen meiner Heimatstadt Gütersloh erblickte, doch faszinierte mich dieses Naturschauspiel so sehr, dass ich erst einmal im Garten verweilte.

Schließlich betraten meine mit Sandalen bedeckten und beschmutzten Füße dann doch die Eingangshalle. Piekfeine Kellner, mit weißem Kragen und geputzten Schuhen staunten mich an und lächelten mir zu. Höflich übergab man mir die Speisekarte mit unvorstellbaren Preisen,, nachdem ich mich vom Luxus geschockt hingeworfen hatte. Darauf schritt ich mit dreckigen Haaren durch den prächtigen, glänzenden Raum und fragte den Empfangschef nach dem Namen des BMW Besitzers. Doch kein Zeichen des Erinnerens durchzuckte mein Gedächtnis, als ich den Namen hörte, und da das Gefühl aufkam, in diesen gesellschaftlichen Kreisen fehl am Platz zu sein, verließ ich diesen Ort wieder, mir meiner Ärmlichkeit bewusst.

Abends, auf den Holzbänken an wackligen Tischen sitzend, fühlte ich mich wieder besser. Man erzählte sich Geschichten, aß Kuchen und

ließ den Joint kreisen.

Am siebten Abend beglich ich alle Spesen, die erste große Etappe nach Europa konnte am nächsten Morgen in aller Frühe beginnen. Das Ziel hieß Delhi, drei Tagesreisen entfernt, und es war eine herrliche klare Sicht auf die Berge an diesem Morgen. Auf dem Weg zur Busabfahrtstelle konnte ich den Blick kaum von der magischen Anziehungskraft des Annapurna (8078 Meter hoch) lösen. Herzlich verabschiedete ich mich von meinen Freunden und dem See.

Spätabends erreichten wir nach einer anstrengenden Fahrt die Grenze von Nepal nach Indien, wo noch immer lebhaftes Treiben herrschte. Cay shops, Restaurants, Tabak – und Süßwarenkioske sorgten für eine grenzenlose Atmosphäre, und ich mietete mich in einem Hotel ein – 10 Meter vor dem indischen Schlagbaum. In Gesellschaft einiger weiterer Reisender, die hier ebenfalls nächtigten, ergötzte ich mich an einer Reismahlzeit, gab Tipps und erhielt wertvolle Informationen für den weiteren Weg. Nach und nach verlöschten die Glühbirnen und die Kerzen, ich erhob die von der Fahrt verkaterten Knochen von der Holzbank und schleppte sie ins bettgroße Zimmer, wo ich mich auszog und in den Schlafsack legte. Eine furchtbar heiße und stickige Luft erfüllte den Raum. Nach einer halben Stunde nahm ich Vernunft an, verschloss meine Habseligkeiten in dieser Art Abstellkammer, beförderte das Bett nach draußen unter den freien Himmel, genau wie die Inder und Nepali das taten.

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen bestieg ich den Bus nach Gorakhpur, das wir dank einer Stundengeschwindigkeit von 20 km nachmittags erreichten. Die nächste Verbindung war der Nachtzug nach Lucknow, also ein halber Tag Aufenthalt. Ich schlenderte durch die fremden Straßen, besah die Stadt und verweilte dann auf dem Rasen des Bahnhofvorplatzes. Nach einer Weile kamen ein paar Tempelbewohner herbei und luden mich zu einem Chilom ein. Er war total irre, und diese Hindus weissagten mir, sie hätten von meiner Ankunft erfahren und wären deshalb aus ihrem Ashram hierher gekommen.

Das baute mich natürlich auf, denn dass ich bereits in der Lage war, telepathische Signale auszusenden, die heilige Hindus aufnehmen konnten und neugierig auf mich machten, war absolute Spitze. Vor allem da ich mir erst vor ein paar Tagen meiner Armseligkeit im Flughafenhotel von Pokhara sehr intensiv bewusst geworden war. Die Herren hatten alle wunderbare Gesichter und einer von Ihnen faszinierte mich besonders. Er hatte wahnsinnig schöne Füße, die mal wie die eines vornehmen, gepflegten älteren Herren ausschauten und mal wie die knospenden Glieder eines gereiften Jünglings. Das hatte seinen Ursprung in der Art und Weise, wie er sein Blut zirkulieren ließ. Ich beobachtete ihn dabei und strahlte ihn an. Es kann aber auch sein, dass mich die Männer einfach nur hypnotisierten, jedoch kann ich mich nicht erinnern. Ich hatte nur das Gefühl, dass sie auf meine Gedanken antworteten und ich auf ihre. Und dass mich ihr Haschisch voll umgehauen hätte, wenn sie mir nicht ihre Energie zur Verfügung gestellt hätten. Aber wie in einem Traum wusste ich nachher nicht mehr was ich geträumt hatte. Jedenfalls war es das erste Mal, dass ich mit heiligen Männern Indiens kommunizierte, aber es war zu spät. Die Einladung, ihren Tempel zu besuchen, lehnte ich ab, denn ich hatte andere Pläne. Ich wollte nach Hause und schließlich hatte ich bereits das Ticket für den Zug nach Lucknow in der Tasche, in dem ich mir einen Schlafplatz hatte reservieren können.

Mittags lief der Zug in dieser Universitätsstadt mit einer halben Million Einwohnern ein, und die unsägliche Hitze löschte die Lust, die berühmte Imambara Moschee zu bestaunen. Vielmehr schlich und schmuggelte ich mich in den Wartesaal erster Klasse, las Zeitung, ließ mich einseifen und rasieren und duschte gelegentlich kalt. Am Abend ging es dann weiter und um fünf Uhr morgens, am dritten Tag der Abreise aus Pokhara, erreichte ich Delhi, die Regierungsmetropole Indiens. Ein Rikschafahrer fuhr mich durch die schönsten Gegenden Delhis in diesen bezaubernden, menschenleeren Sonnenaufgangsstunden. Es war angenehm kühl, und nach einer Stunde erreichten wir ein Hotel unweit des Bahnhofs.

Die Zeit verbrachte ich dann mit Bekannten, die mir in Darjeeling beim Creamroll essen und anderem schon Gesellschaft geleistet hatten, schlenderte durch die Basare, erholte mich von den Strapazen der Reise und erkundigte mich nach weiteren Reisemöglichkeiten. Noch befanden sich einige hundert Rupien in meinen Taschen, die von der Riesensumme aus Madras übrig waren. Da ich mir kein Bankkonto in Indien zulegen wollte, versuchte ich sie umzutauschen, was nicht ganz so einfach war:

Für Traveller Schecks bekam man auf der Bank 8,80 Rupien pro US\$. Für cash \$ gab es auf dem Schwarzmarkt in den Städten zehn Rupien. Andererseits war der Schwarzmarkt nicht ganz ungefährlich, und man konnte in unangenehme Schwierigkeiten geraten, fiel man einem unehrlichen Inder oder der Polizei in die Hände. Da ich als Europäer einen sehr Vertrauen erweckenden Eindruck machte, dachte ich mir einen Umtauschkurs von einem einem US\$ für neun Rupien aus. Außerdem gab es in kleineren Städten für einen US\$ nur 8,50 Rupien.

Im Metropolis, einem Insider Restaurant für wohlhabende Gruppenfreaks, mittellose Junkies und andere obskure Menschen, ging ich von Tisch zu Tisch und fragte, wer an Währungstransaktionen Interesse hätte. Ein hübsches dänisches Mädchen, die einer buddhistischen Gemeinschaft angehörte, wollte mir auf der Stelle zehn \$ umtauschen. Dann fiel ihr ein, dass sie auch 20 \$ umtauschen könnte, und dass sie Indien in 24 Stunden verlassen würde. Auf meine Fragen hin erklärte sie, dass es ihr an Rupien keineswegs mangeln würde. Großzügigerweise machte ich sie darauf aufmerksam, dass sie dann keine Rupien benötigen würde. Doch sie wollte mir unbedingt eine Freude bereiten. Vergeblich versuchte ich, ihr diese Großherzigkeit auszureden. Ich schilderte meine Situation, erzählte dass mein Umtauschgeschäft bisher glänzend florierte und dass ihre 20 \$ für mich bedeutungslos seien. Für sie aber spielte es ebenfalls keine Rolle und mit viel buddhistischer Philosophie überzeugte sie mich davon, dass es nichts Schöneres gäbe, als anderen eine Freude zu machen.

s ist mir eine Freude, mit Dir keine Geschäfte zu machen,“ setzte ich zum Gegenargument an, doch sie durchschaute mich und hielt das für eine Lüge. Nun malte sie mir meine Not aus, ängstigte sich, dass ich vielleicht niemanden mehr fände, der bei mir \$ wechselt und ich dann für mich wertlose Rupien besäße. Diese Möglichkeit konnte ich nicht 100%ig ausschließen, erwiderte jedoch, dass mich ein derartiger Schicksalsschlag nicht aus der Bahn werfen könnte. Doch vor dieser trostlosen Situation schauderte ihr, und nach einer halben Stunde angeregtester Feilscherei gab ich ihr bereitwillig 90 Rupien für ihre 10 \$.

Am 1. März hatte ich alle Rupien umgesetzt; u.a. hatte ich einem 16jährigen, der Schule entflohenem Deutschen Rupien gegen in Indien wiederum wertlose persische Real getauscht, die ich aber auf meiner Rückfahrt durch Persien brauchen konnte.

Nun hatte die Stunde geschlagen. Wehmütig, mit vielen beglückenden Erinnerungen behaftet, verließ ich Delhi, Europa anvisierend. Über Amritsar, der Stadt mit dem Goldenen Tempel, und Lahore, Pakistans Hauptstadt, gelangte ich mit dem Zug nach Quetta. Ein großzügiger Pakistani ließ es sich nicht nehmen, mir an jedem Bahnhof Tee oder Plätzchen oder Obst zu spendieren, obwohl ich ihm von vornherein gebeichtet hatte, dass mein Reiseziel Quetta sei. Trotzdem bat er mich in Multan ein letztes Mal, mit ihm zu kommen und einige Tage Gast im Hause seines Vaters zu sein. Er wohnte dort allein, sprach aber nur gebrochen englisch, so dass ich mich dagegen entschied.

Kurz hinter Multan brach die Nacht herein, im Zug wurden die Nachtlager gerichtet. Auf dem Gang, die Leiber dicht zusammengedrängt, auf den Gepäckfächern, die Leiber zusammengekrümmt und zusammengezwängt, schliefen die Menschen. Atem an Atem. Auf meinem Sitzplatz am Fenster hockend, schaukelte mein Körper mit dem Zug mit, und mein Kopf lag auf den Knien gestützt. Ein heutzutage in Europa unvorstellbares Bild bot sich dem Zuschauer, doch man erinnere sich einmal an die Flüchtlingszüge nach dem 2. Weltkrieg!

Morgens bei Sonnenaufgang kämpfte sich der Zug bereits in den Bergen hoch, und ich lernte einen englischen Freak kennen, mit dem ich eine Woche lang in Quetta das Hotelzimmer teilte. Nach einer ordnungsgemäßen Haschischkontrolle am Bahnhof von Quetta durften wir uns ein Hotel suchen. Die Hotels lagen üblicherweise nah beieinander in der Stadtmitte, und für 1 Mark 20 bekamen wir ein Doppelzimmer.

Nun waren wir also in der Hauptstadt und dem Herzen Beludschistans, der Stadt mit unbändig wilden Rikschafahrern, der Stadt mit einem der größten Haschischverbrauchswerte pro Kopf in der Welt, und einer Stadt mit ausgesprochen spendablen Menschen. Man ging die Straßen entlang, und nach erstaunlich kurzer Zeit sprachen Pakistanis zu Dir: "Hallo, Geliebter, möchtest Du eine Tasse Tee?" (Hello, my dear, you like a cup of cay?) Man lachte sich dabei an und machte sich untereinander lustig, und selbst, wenn man alleine irgendwo saß, dauerte es nicht lange, bis irgendjemand einen Tee spendierte. Ausgeruht vergammelte man die Zeit und oft genug hörte man von Einheimischen Klagen über ihre Armut und Präsident Bhutto. Der Präsident weilte gerade zu einem Besuch in Quetta. Die Sicherheitsvorkehrungen waren dementsprechend und die Polizisten sahen lustig aus in ihren bunten Uniformen.

Eine erneute Magenverstimmung ließ dann die Tage zur Plage werden, und so beschloss ich nach einer Woche, einfach abzureisen, um mich in einer sauberen, hygienischen Welt, Persien nämlich, zu kurieren.

Um sieben Uhr fuhr angeblich der Bus nach Zahedan, der Grenzstadt zwischen Pakistan und Persien, und um sechs Uhr 45 fand ich mich ein. Schließlich erfuhr ich von der Busagentur, dass der Bus immer um sechs Uhr morgens losfährt. In meiner Verzweiflung beschloss ich zu trampeln. Nach 10 Minuten hielt ein wohlhabender Pakistani an, der mich in einem Toyota, zigmal bequemer als der Bus, mitnahm. Nach 30 km bergauf und bergab durch eine kahle Gebirgslandschaft, in der man ab und an Kamele zu Gesicht bekam, stoppten wir an einer Kreuzung. Er fuhr nach Süden, und ich wollte nach Westen. Also sagten wir uns Adieu, und so stand ich in einer von Menschen verlassenen Gegend,

um mich herum eine Geröllwüste und Berge. Plötzlich überfielen mich wieder heftige Magenkrämpfe. Ich ließ die Hosen runter und hatte Durchfall. Danach ging es mir besser, und aus dem Nichts tauchte ein Pakistani mit einer „selten blöden Visage“ auf. Er stellte sich neben mich. Ich schleppte mich 10 Meter weiter, doch wie ein treuer Hund lief er mir nach. Er trampelte ebenfalls und mit mir zusammen rechnete er sich wohl bessere Chancen aus.

Ein kalter Wind peitschte durch das Gelände. Ich fror, obwohl in Pullover und Anorak vermummt. Er dagegen trug nur das obligatorische Baumwollkleid über den nackten Füßen. In meiner schlimmen körperlichen Verfassung begann ich alles zu hassen, sah ihm trostlos und hasserfüllt in die Augen, da ich glaubte, er raube mir die letzten Chancen, mitgenommen zu werden. Dann traten wieder Magenkrämpfe auf. Mit dem Rucksack versteckte ich mich hinter einem Findling und entleerte meinen Magen ein weiteres Mal unter schlimmsten Schmerzen. Verzweifelt musste ich mit ansehen, wie er von einem Bus mitgenommen wurde. Mein Herz schlug wild und mein Körper zitterte. Endlich verbrauchte ich mein letztes Toilettenpapier. Ausgezehrt stellte ich mich wieder an die Straße und bemerkte erst jetzt ein Verkehrsschild: London: 5378 miles und weitere Angaben für Istanbul, Teheran und Zahedan. Ich bekam einen Lachanfall. Dann überlegte ich, ob es nicht klüger sei, nach Quetta zurückzulaufen und dort im besten Hotel der Stadt abzusteigen. Schon wurde dieser Gedanke eine fixe Idee, als ich in der Ferne ein Auto heranrollen sah. Diesen Wagen wollte ich noch abwarten, und tatsächlich bog er an der Kreuzung nach Westen ab. Es war ein Toyota mit Ladefläche, der jetzt vor meiner Nase stoppte. Da kehrten die Lebensgeister in mich zurück.

Ein Familienvater und seine unverschleierte Frau saßen vorne, und ich durfte der ebenfalls unverschleierten Tochter auf der Ladefläche Gesellschaft leisten. Das Fahren und Ruckeln tat mir gut, und nach zehn Kilometern ließ man mich in einem Dorf mit 20 Lehmbauten aussteigen. Jetzt war ich 40 km von Quetta entfernt und vielleicht 160 km von Nushki, der nächsten größeren Stadt. Aber allein die Gewissheit,

Menschen in der Nähe zu haben, die mir im Ernstfall helfen würden – das wusste ich, beruhigte mich.

Nach etwa 15 Minuten nahm mich ein LKW-Fahrer mit, der nach Nok Kundi fuhr. Das waren etwa 480 km von hier, und weitere 180 km weiter lag Zahedan. Wir passierten Nushki. Das wilde Beludschistan war um mich herum und wohin ich auch sah, aber ich vertrug schon wieder Zigaretten und quatschte mit dem Beifahrer. Dann nahmen wir einen trampenden Soldaten mit, der als stolzen Besitz ein Gewehr zur Schau trug. Trotzdem passierten wir die Straßenkontrollen ohne Schwierigkeiten, deren Aufgabe es wohl war, Waffenschmuggel zu unterbinden, denn hier schwelten seit Jahren politische Unruhen. Kurz hinter Diligung, das auf der Mitte der Strecke zwischen Nushki und Nok Kundi liegt, fiel dem Fahrer mein Saphirring ins Auge. Der Soldat hatte uns bereits wieder verlassen, und lobend erwähnte ich die Reize und die Kostbarkeit dieses Ringes. Der Fahrer hielt an, stieg mit mir aus, und nun konnten wir den Stein im Sonnenlicht begutachten. Ich musste den Ring abnehmen, damit der Fahrer den Sonnenstern, der bei Lichteinfall auf dem Stein erschien, ergründen konnte.

Verliebt in den Ring stieg er wieder ein und fuhr weiter. Ich musste ihm dann unmissverständlich zu verstehen geben, dass ich ihm den Ring nicht überlassen wollte. Dazu war er zu kostbar. Er gab ihn mir widerwillig und misshütlich zurück. Bei der nächsten Straßenkontrolle befahl er mir seinen Wagen zu verlassen – ohne Angabe von Gründen!

Aber wieder hatte ich Glück. Direkt hinter uns wartete ein Bus, der nach Nok Kundi fuhr. Es waren nur acht Pakistani in dem Bus, zusammen mit etlichen Schafen, Ziegen, Tierfutter und Hühnern. Am sympathischsten von allen fand ich den Fahrer, und jedes Mal lächelte ich ihn an, wenn er zu mir hinüberschaute. Er ließ es sich nicht nehmen, mit Tee zu spendieren und mir mit unverständlichen Gesten Rätsel aufzugeben. Ich verstand zwar nichts, aber es war lustig. Morgens um fünf Uhr erreichten wir Nok Kundi, nachdem es bei einer weiteren Straßenkontrolle noch langwierige Schwierigkeiten mit der Genehmigung fürs Nacht fahren gegeben hatte.

Der Himmel sandte noch kein Licht in das schwarzblaue Dunkel des Morgens, nur der Mond erhellte fahl die Szenerie. Erstaunt stellte ich fest, dass hier bereits die pakistanische Grenze stand. Auf einer Karte, die ich in Quetta gesehen hatte, waren es noch etwa 100 km bis zur Grenze von Nok Kundi aus. Die Türen des Busses wurden nun aufgerissen und zugeknallt, diverse Menschen und Tiere stiegen ein und aus, und die Heizung des Busses fiel aus, so dass es bald so kalt war wie draußen. Das riss mich aus meinem Dämmer Schlaf. Ich stieg aus und folgte planlos dem Fahrer, der in einem gerade geöffneten Cay Schuppen Tee trank. Ein paar verlauste Hunde wagten sich in unsere Nähe, und von den Abfall- und Misthaufen, die überall zwischen den Hütten ihren Gestank verbreiteten, kamen unzählige Fliegen zu uns herüber. Pausenlos summten sie um die Teegläser herum.

Um neun Uhr öffnete die Grenze, und andauernd musste man diversen herrischen Beamten die Pässe zeigen. Kurz vor Mittag ging es dann mit dem Bus, den ich am gestrigen Morgen in Quetta verpasst hatte, weiter.

Mit atemberaubender Geschwindigkeit jagte der Fahrer den Bus die 100 km durch die Wüste – Niemandland zwischen Persien und Pakistan. Man sichtete eine Fata Morgana nach der anderen, und die entsetzlichen Straßenverhältnisse verschlimmerten noch die staubige Hitze. Kurz vor der persischen Grenze stoppte der Fahrer den Bus ein letztes Mal, um die Schmuggler aussteigen zu lassen. In diesem Moment brausten Motorräder heran, und sowohl schnell als auch gekonnt verlud man die Schmuggelwaren, die nun durch die Berge nach Persien gebracht wurden.

Dann kam die persische Grenze, modern und sauber, mit Klimaanlage und korrekt gekleideten Beamten, die eine gewisse Höflichkeit an den Tag legten. Jeder von uns bekam gratis ein paar Pillen, dazu sauberes Wasser, um den Magen von den pakistanischen Bakterien zu erlösen. Mit einem persischen Bus, d.h. mit gefederten und gepolsterten Sitzen, ging es dann weiter nach Zahedan. Im Grunde war der Indientrip hiermit zu Ende, denn ab jetzt spürte man überall den Einfluss westlicher

Zivilisation.

Wir waren in erster Linie Touristen, die nach ihrer Brieftasche beurteilt wurden. Aufgrund unserer Rucksäcke hatten wir automatisch Lokalverbot in einigen Restaurants. Ich sage wir, da ich wieder mit einem Engländer reiste, den ich an der pakistanischen Grenze kennengelernt hatte und der auch nach Teheran wollte, um dort Geld zu verdienen. Er hieß Henry und war bereits ziemlich mittellos. Er konnte sich kein Hotel leisten, Kostenpunkt sechs DM, und plante nach Teheran zu trampeln. Eine Strecke von 1500 km, die durch die Wüste über Bam und Kerman sowie Yasd und Isfahan nach Teheran führte.

Nach einigen misslungenen Versuchen gelang es uns endlich, in einem Teesaal Eintritt zu erlangen. Holztische und verputzte Wände. Nach endlosem Wandern durch Zahedan konnten wir endlich die Rucksäcke von den Schultern hieven. Wir bestellten zwei Tee und aßen dazu Brot und Käse, eine seit langem entbehrte Delikatesse. Und wir aßen mitgebrachtes Obst. Der Besitzer ließ uns gewähren, und wir konnten es noch gar nicht fassen, in einer derart europäischen Stadt zu sein. Keine Rikschas mehr, nur noch Autos neben Autos. In Indien erregte jeder Mercedes Aufsehen, und man vermutete gleich einen ausgeflippten Millionär hinter dem Steuer, doch hier sah man mehr Mercedes als BMWs. In jedem Restaurant hingen Bilder vom Schah und seiner glücklichen Familie. Auf der Straße kokettierten modebewusste junge Menschen mit ihrer sauberen Kleidung. Allerdings hielten sie sich wohl für saubere Menschen, die mit modischer Kleidung kokettierten.

Obwohl sie sich über unser verwahrlostes Äußeres erhaben fühlten, wagten sie dennoch nicht, uns anzusprechen, sondern stierten uns nur an. Oder sie machten hinter unserem Rücken irgendwelche Witze. Andere stierten auf die Fernseher, die es überall gab, oder versuchten mit den Mädels zu schäkern. In den Geschäften konnte man schon wieder alles kaufen, und seit langer Zeit aß ich wieder ohne die Angst, mich möglicherweise zu vergiften. Selbst das Wasser konnte man genießen, und ich wusste gar nicht, was ich von alledem halten sollte. Die Menschen beeindruckten durch ihre wohlgezogene, eitle Artigkeit, aber nichts

von der unverständlichen und Besitz ergreifenden Freundlichkeit, ja Herzlichkeit der letzten Monate war an diesen Menschen zu entdecken.

Als wir aus einem im Rohbau befindlichen Rohbau stampften, in dem es zum Schlafen leider zu ungemütlich und hart war, fragten wir einen 16jährigen Schüler, ob es hier einen Park gäbe zum Übernachten. Es war bereits neun Uhr abends und die Straßen leerten sich. Offenbar war jetzt Geschäftsschluss. Freundlich führte er uns zu einem schönen Park. Dieser war eineinhalb km entfernt, und der Schüler kam gerne mit, weil er durch uns seine Englischkenntnisse für die Schule verbessern konnte.

Henry sagte ihm auch noch, wie wichtig das sei, und dass man englisch können muss, will man die Welt bereisen. Dann erzählte Henry, superfreundlich und völlig begeistert, so einiges über England und die Auswüchse der Zivilisation, die unser neuer Freund, der aus dem Staunen nicht herauskam, ja nicht kannte.

Der Park war wirklich einsame Klasse. Gepflegter Rasen, fließendes Wasser aus einem hübschen Springbrunnen, romantische Beleuchtung und genügend dunkle Plätze. Zu allem Überfluss waren wir auch noch ganz alleine dort, und ich zog Kerzen aus meinem Rucksack, ein Handtaschenschachspiel aus echtem Elfenbein und Sandelholz, made in India, und ließ mir, obwohl wir Hasch rauchten, den König mattsetzen.

Dann konzentrierten wir uns darauf, um halb sechs morgens bei Sonnenaufgang aufzuwachen. Wir hatten nämlich zwei befreundete LKW-Fahrer kennengelernt, die bis Yasd fuhren, und uns mitgeteilt hatten, am nächsten Morgen um halb sieben loszufahren. Felsenfest überzeugt davon, dass sie uns auch wie versprochen mitnehmen würden, war ich nicht, doch die wahnsinnige Vorfreude auf diesen zwei Tage Lift durch die Wüste betaumelte mich angenehm.

Als wir voll gesegneter Hoffnung um halb sieben ihren Parkplatz erreichten, standen sie nicht mehr da. Schließlich gingen wir aus Zahedan heraus bis zum Anfang des Wüstenweges nach Bam. Da

tauchten die beiden LKW-Fahrer mit ihren Wüstenschiffen unerwartet auf, stoppten und ließen uns einsteigen.

Wenn die Monotonie der orientalischen Gesänge und Klänge, die das zerbeulte Radio zu klagenden Tönen verformte, und wenn die Eintönigkeit der unbewachsenen Wüste auf Dauer mein Empfinden auch zuhöchst beeindruckte, so war es doch die weltmännische Ausstrahlung von Habib Sha, äußerlich Direktor eines Freizeitkonzerns, der diesen Lift zu dem unvergessenen Straßen Abenteuer gestaltete. Ein Abenteuer vollkommener Monotonie, ohne Neuigkeiten, immer dieselbe Information. Wir vernahmen nichts als das kräftige Treiben der Maschine. Die einzige Abwechslung erfuhren wir, wenn wir aßen, schliefen und rauchten. Von der unbarmherzigen Natur der Wüste beinahe abgeschnitten, bat mich Habib Sha, nachdem wir uns freundlich abgemustert hatten, ein Chilom zu bereiten. Als die Wirkung verflachte, schaute er mich aus seinen verklärten, schmalen Augen, halb lüsternd, halb auffordernd an, mit offenem Mund an, und ich bereitete das nächste Chilom vor. Anfangs stoppten wir bei jeder sich bietenden Gelegenheit, um uns mit Tee und Cola zu erfrischen.

Dann, gerade zu der Zeit, als wir auf einen noch unbefahrbareren Pfad abbogen, verloren wir Henry und seinen Fahrer aus den Augen. Habib Sha fuhr einen unvermeidbaren Umweg von vielleicht 100 km, um seinen Bruder zu besuchen. Seine Großfamilie zählte 25000 Menschen, die er, wie ich ihn verstand, alle kannte, und dieser Bruder gehörte zum engsten Verwandtenkreis. Er arbeitete für eine amerikanische Gesellschaft, mitten in der Wüste, für gutes Geld, lebte dort in einem hochmodernen Camp mit Duschen, Restaurant und Science Fiktion Heften. Einmal in der Woche fuhren die Campbewohner nach Zahedan, um ins Kino zu gehen, ein Bordell kannte man dort noch nicht. Dieser lange Weg bildete die einzige Abwechslung des eintönigen Lebens in der Wüste, und manch einer verzichtete auf diesen Ausflug, um sich, der Wüste preisgegeben, in den endlosen Gestirnen der Nacht zu verlieren. Der Bruder sorgte für eine köstliche Mahlzeit und Bier. Nur die erhoffte, kalte Dusche, die auch natürlich auch warmes Wasser

gehabt hätte, streikte. Nach diesem Frühschoppen geleitete uns der Bruder zum immer größer werdenden Laster, der Wüstenwind peitschte uns, Sandkörner rissen an der Haut, und dann brummten wir unter gemäßigtem Krachen Richtung Bam, nicht ohne vorher ein Chilom zu rauchen. Unter den Schlaglöchern der Straße wankte unentwegt die Kabine, und beizeiten hob man ab von den Polstern. Den Körper konnte man vergessen. Der Anstrengung zu sprechen unterzogen wir uns nur selten, doch Habib Shas tiefwarme Stimme tönte so wohlklingend, dass ich gerne mit ihm sprach. Er sah immer aus, als lehne er mit seinem breiten, massiven Körper, speckig und korpulent, auf den ebenfalls stämmigen Armen gestützt, halb ohnmächtig auf dem schwarzen Steuer, und seine schmalen, wohlgeformten Lippen, die sehr blass aussahen, hielt er immerzu halb geöffnet.

Habib Sha lenkte den Transporter um ein Wasserloch, augenscheinlich ohne Leben und ohne Fische. Ich bat, anzuhalten, denn zum ersten Mal bestand die Gelegenheit, in einer Oase zu baden. Ich zog meine Jeans aus und watete ins Wasser, versank jedoch schon beim ersten Schritt im schleimigen Grund des Wasserlochs, und ängstlich kletterte ich unter Habib Shas Lächeln in den Wagen zurück.

Nach unserem Verbleib forschend, kamen Henry und Fahrer uns entgegen, fuhren vorbei und suchten eine Wendemöglichkeit. Hier war die Straße zu schmal zum Wenden, und kam man von ihr ab, versandete der Wagen unwillkürlich. Im gelben Sand neben der Straße funkelten Glassplitter in den scharfen Strahlen der Sonne, und in den Seitenspiegeln des Trucks verschwammen die Konturen von Regenbogenfarben. Im Cockpit baumelten äußerst lebendig Perlen und andere lichtbrechende Gegenstände, sodass das fortwährende Spiel des reflektierenden Sonnenlichts die Aufmerksamkeit fesseln konnte. Wir fuhren auf eine massive Felswand in der Ferne zu, die nur langsam anwuchs, und dann umfuhren wir sie in weitem Bogen. Schließlich passierten wir Bam, sangen von nun an bei jedem größeren Schlagloch Bam Bam und ich ersetzte das Radio, indem ich Bam Bam Bam bino in allen erdenklichen Variationen zum Besten gab.

Der Sonnenuntergang begann sich majestätisch abzuzeichnen, tauchte alles in dunkelrote, tiefe Farben und ließ einen dunkelblauen, mit Milchstraßen übersäten Himmel kalt zurück. Vor einem Restaurant, es standen einige Trucks auf dem Parkplatz, rasteten wir, ließen uns Hühnersuppe und ein halbes Hühnchen mit Butterreis ins Cockpit bringen und tranken Bier. Henry und ich spielten noch einmal Schach und auf der oberen der beiden Kojen schlief ich ein.

In aller Frühe, es war schon hell genug, ging es weiter. In Kerman frühstückten wir, wuschen uns den Staub aus dem Gesicht und von den Händen um uns wie neugeboren zu fühlen. Dann lenkte Habib Sha den Wagen auf eine Opium-Höhle zu. Ein alter Mann holte eine sehr schöne Opiumpfeife, möglicherweise aus Porzellan, entzündete die Kohlen und presste das Opium mit der glühenden Kohle an die Pfeife. Angenehm gekühlter Rauch drang wie ein Luftzug in die Lungen, und schweigend servierte der Alte Tee. Die Zeit verstrich unbemerkt, und das war gerade das Wunderbare an dieser langen, abwechslungslosen Fahrt. Nachmittags stieg Habib Sha dann allein auf Kokain um. Bam Bam Bam-bino. Dann wurde die Straße asphaltiert und unbeschreiblich bequem fuhren wir weiter.

Parfümierte amerikanische Zigaretten – wir rauchten eine nach der anderen – veränderten mein Geschmacksempfinden total, und es ist wohl überflüssig zu erwähnen, dass er nicht nur die Zigaretten spendierte, sondern alle Spesen deckte und kein Geld von mir annahm. So kam mir Persien wie das Wunderland eines märchenhaft reichen Wüstenscheichtums vor, und seine Einwohner wie LKW Reisende, die aus Langeweile immerzu fuhren.

Ohne lange zu warten, da fast jedes Auto anhielt, trampfte ich weiter nach Isfahan, Teheran, Bandar – Palavi und dann zur türkischen Grenze, dabei die Großzügigkeit und Angepasstheit der Einwohner ganz neu entdeckend. An der Grenze traf ich einen ungarischen Camion – Fahrer, der mich bis Istanbul chauffierte. Nie durfte ich etwas bezahlen, überall war ich Gast! Eine Woche lang!

In Istanbul traf ich Alexander wieder. Ein Schuhputzer behandelte gerade meine weißen Kalbfellsandalen mit Deckweiß, als wir uns erblickten. Fast gelang es ihm, mich zu überreden, wieder mit nach Indien zu kommen. Beverly lag mit Gelbsucht in Bombay und sein Sohn, er hatte es ja gewusst, war ein prächtiges Kerlchen.

Wir amüsierten uns über die Landsleute aus Europa, indem wir sie fragten:

„Europa ist verrückt, oder?“

Selten fanden wir uneingeschränkte Zustimmung, aber uns war das vollkommen klar, denn obwohl sie in ungeheurem Luxus lebten, hatten sie keinen Spirit.

Im Orient Express jagte ich dann zurück nach Deutschland, begleitet von drei lustigen Pakistanis, deren Benehmen mir nicht im Geringsten spanisch vorkam. Sie nutzten jede Gelegenheit, um die verschiedensten Leute mit Kleinigkeiten zu beschenken und ins Abteil einzuladen. Gelegentlich folgte jemand diesen Einladungen und verließ uns leicht irritiert, denn unser ewiges Lachen bewirkte Verunsicherung.

In Deutschland trampete ich von Raststätte zu Raststätte nach Hause. D.h. zu meinen Eltern und Freunden, gekleidet in ein weißes Seidenhemd, eine pakistanische Spiegelweste, eine afghanische Fuchsfelljacke und zerflickten Jeans. Einmal hielt ein roter DAF an, darin saßen Opa und Oma. Aus dem verschlossenen Fenster ihres Wagens stierten sie mich entsetzt an, und erst als ich mich träge von den Leitplanken erhob, um ihre Tür zu öffnen, fuhren sie weiter! Auch sonst wurde ich von der Kälte der Menschen, die mir anfangs nur Misstrauen entgegenbrachten, schockiert. In der Raststätte Frankfurt setzten sich nachts um drei Uhr einige langhaarige Jugendliche an einen Tisch, so dass mir die Sicht auf meinen Rucksack versperrt wurde. Nach einer halben Stunde fragte ich einen von Ihnen, ob er vielleicht mal schauen könnte, ob der Rucksack noch da sei. Er antwortete mit blitzenden Augen: „Kann ich doch nicht sehen!“

Sein Lachen unterschied sich so sehr von dem Lachen Indiens.

